Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lichtenau, Wilhelmine von, 1752-1820

Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller nebst e. Ausw. von Briefen an sie

Bd.: 1. (1808). - [1] Bl., 298 S.

Leipzig ; Gera 1808

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.371(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11425908-4

~~Zc VII 12~~

~~Herausg. v. J. G. Schummel~~

Bgo 371/1

Apologie
der
Gräfin Lichtenau
gegen
die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller.

Von ihr selbst entworfen.

Nebst
einer Auswahl von Briefen
an sie.

Erste Abtheilung.

„Nothwehr entschuldigt Selbstlob.“
Lessing.

Leipzig und Gera, 1808.
Bei Wilhelm Heinsius.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Meine Geduld ist erschöpft; ich kann nicht länger schweigen! Hart war mein Schicksal, das mich einst, ohne mein Zuthun, und selbst gegen meinen Wunsch, auf einen Platz stellte, um den mich Tausende unverdient beneideten — und mich dann, nachdem es mich, an die feinern Reize des Lebens verwöhnt, plötzlich von der Höhe des Hofes in die Tiefe einer dreijährigen Gefangenschaft hinabstürzte. Ich ertrug dieses Schicksal; was erträgt der Mensch nicht! Auch wandte es mir nachher wieder sein holderes Antlitz zu; ich erhielt meine Freiheit, und trat jetzt in den Stand der goldenen Mittelmäßigkeit. Alle die süßen und herben Erinnerungen der vo-

rigen Zeiten verloschen allmählig, und mein Herz fing an, sich völlig zu beruhigen. Ohne alle weitere Celebrität, ohne allen Einfluß als den in meinem eigenen Hause, hätte ich nun billig von Schriftstellern, die mich einst so wüthend anfielen, verschont werden, und von ihnen eben so ungepriesen, als ungelästert bleiben sollen. Aber schon ist das Schicksal des mir zugeworfenen holden Blickes müde, und verfinstert ihn von neuem! Sie, die zu günstigern Zeiten um meinen eingebildeten Einfluß buhlten; die damals mit eben so viel Unrecht mich zu loben, als im Unglück zu lästern bereit waren: diese Schriftsteller ergreifen seit einiger Zeit abermals ihre in Galle getauchte Feder, und wetteifern mit einander um die Meisterschaft im Beschimpfen eines — Weibes, dessen natürliche Beschützer sie seyn sollten. Die Veranlassung zu dieser sonderbaren Erscheinung ist leider noch trauriger, als die Erscheinung selbst; sie ist keine andere, als das allgemeine Unglück des Preußischen Vaterlandes! Mit der nämlichen Weisheit, mit

der man (dem Sprichworte zu Folge) den Brunnen zudeckt, wenn das Kind ertrunken ist, beschäftigt sich eine ganze Reihe von Schriftstellern mit Aufsuchung der Ursachen von Preußens Unglück. Diese Ursachen nun glauben einige ganz vorzüglich in der Regierung des hochseligen Königs, Friedrich Wilhelms II., zu finden; und hier ist es äußerst natürlich, daß mein Name von neuem aus der Dunkelheit des Privatstandes hervorgezogen wird. —

Ich war gegen Ende des Jahres 1806 in Wien, und entging zwar dadurch der Belagerung von Breslau, aber nicht der schmerzlichen Theilnahme an dem Unglücke einer Stadt, die mir sehr werth geworden war, und zugleich an meinem zurückgelassenen, unbedeutenden zwar, aber einzigen, und mir um so wichtigern Eigenthume. Hier, in Wien, in dieser traurigen Stimmung, theilte man mir zuerst die Nachricht von dem in den Vertrauten Briefen gegen mich geschehenen Anfalle mit. Abgehärtet durch vorhergehende Lästerungen, schwieg ich, und würde

noch ferner geschwiegen haben, wenn nicht vor kurzem, schnell nach einander, zwei neue Schriftsteller gegen mich aufgetreten wären: der Verfasser der, auch Französisch erschienenen, Charakteristik Friedrich Wilhelms III., von M. W.; und der Verfasser der Gallerie Preußischer Charaktere. Germanien, 1808. Ich kenne nur den Erstern, letztere Beide aber gar nicht; und kann auf keine Weise errathen, womit ich die Galle dieser Herren gereizt haben sollte. Das aber weiß ich, daß das Publikum sich ihre Schriften um so begieriger aus der Hand reißt, weil sie verboten sind! Das weiß ich, daß es ein sehr wahres Wort ist, was mein ehemaliger guter Bekannter, der verstorbene Kammersekretär Benkowitz, in seiner Italienischen Reisebeschreibung, sagt: „Die Menschen sind nicht leicht dummer, als in dem Glauben, den die jedesmalige Religion vorschreibt, und — in dem Glauben an Verläumdungen!“ — Endlich das weiß ich, daß weit weniger die Männer, als mein ei-

genes Geschlecht, diesen Verläumdungen Glauben beimißt, und mein Stillschweigen für Eingeständniß und Ueberführung auslegt. Einsam und ohne Stütze bleibt mir also nichts übrig, als in den Stand der Natur zu treten, und mich selbst zu vertheidigen. Gedrückt, aber nicht unterdrückt; mit jener Kraft und Würde, die das unverdiente Unglück jedem Redlichen giebt; und ausgerüstet mit allen den Beweisen, für deren Aechtheit ich mich vor der gebildeten, unpartheiischen Lesewelt verbürge — trete ich nun nothgedrungen auf, den verblindeten Augen meiner Gegner, über meine vormaligen Verhältnisse am Königlich Preußischen Hofe, die Sehkraft zu geben. Ich werde aber nicht das Wort vergessen, welches ich bei meiner Entlassung von Glogau gelobt habe. Nicht meine Geschichte werde ich schreiben, sondern blos aus dieser die unumgänglich nöthigen Data anführen, um meine genannten und ungenannten Verläumder zu beschämen. Gelingt mir auch dieses nicht, ziehe ich mir wohl gar durch meine Apologie neue

Schmähungen zu: Immerhin! Gestützt auf mein gutes Gewissen und meine Redlichkeit, werde ich sie dann ganz gelassen ertragen, fest überzeugt, daß der edlere und bessere Theil des Publikums, mit meiner Schrift in der Hand, mich unmöglich verdammen kann! — Zuerst also zu den Schmähungen des Verfassers der Vertrauten Briefe, dem meine andern beiden Gegner an Reichhaltigkeit weit nachstehen.

Ich sah den Kriegsrath von Kölln nur ein einziges Mal bei dem Kammersekretär Gärtner in Glogau. So viel ist mir erinnerlich, daß man über den Mißbrauch der Verschenkung Polnischer Güter sprach, woran ich aber gar keinen wörtlichen Antheil nahm. Beim Nachhausegehen wollte mich K. begleiten; ich verbat mir es aber, weil es gegen meine Grundsätze war, mich mit irgend einem Manne auf der Straße zu zeigen. Seit dieser Zeit sah ich ihn nie wieder! — Kurz nach meiner Rückkunft aus Wien nach

Breslau, ungefähr im December vorigen Jahres, besuchte mich der Kammersekretär Gärtner aus Glogau. Es kam dabei zum Gespräch über die Vertrauten Briefe, und Gärtner erzählte mir, K. sei der Verfasser derselben. Auf meine Frage: ob dieser K. der nämliche sei, den ich einmal in seinem Hause gesehen? bejahete er es, mit dem Beifügen, daß K. sich an ihn mit dem Auftrage gewendet habe, ihm meine Hand zu verschaffen, indem er erfahren, daß ich mich von Holbein scheiden lasse. Ein Schauder durchfuhr mich bei diesem Antrage! Ich fing an, K. als den Verfasser der Vertrauten Briefe zu bezweifeln; denn dieser Antrag, und sein Urtheil über mich in diesem Buche, machen einen allzu starken Contrast. Ich äußerte gegen Gärtnern, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als diesen K. hier in Breslau bei mir zu haben, um ihm die Greuel, die er mir in seinem Buche zuschreibt, anschaulich zu machen, und ihn zu beschämen. Dieser Wunsch lebt noch in meiner Seele; die Erfül-

lung desselben wäre ein Fest für mich! Da diese Erfüllung aber schwerlich Statt haben dürfte, und überdies nur eine Scene zwischen vier Wänden seyn würde; so spreche ich nun mit Herrn von Kölln im Angesichte desselben Publikums, vor welchem er mich zu brandmarken gesucht hat.

In dem ersten Theile der Vertrauten Briefe ist von mir nicht weniger als dreizehnmal die Rede; bald länger, bald kürzer, bald saurer, bald süßer: ja es werden mir sogar mitunter einige Körner Weihrauch gestreut, deren lieblicher Geruch aber durch die vielen Dampfwolken von Asa fötida gänzlich erstickt wird. Da man indeß auch von einem Feinde das Gute mit Dank annehmen muß, wohl, so danke ich hierdurch dem Herrn von K., daß er mich z. B. an dem Tode der Ingelheimen (doch wohl Ingenheim?) für unschuldig erklärt. Zwar starb sie, wie der königliche Leibarzt, Dr. Brown, bezeugen wird, an einer

ganz gewöhnlichen, in ihrer Familie erblichen Lungenkrankheit, und nur die Tollhäuslerei selbst konnte hierbei an Vergiftung denken; aber dennoch wurde es gedacht, gesagt, und gedruckt; von dieser Sünde also wenigstens ist Herr v. K. rein! Er versichert ferner, ich sei nie von fremden Mächten bestochen gewesen. Ich erwiedere hierauf pflichtschuldigst, wie ich auch ihn, bei seinen vielen Anfällen auf mich, für völlig unbestochen von fremden Mächten halte, und sie lediglich aus seinem eigenen Kopfe und Herzen herleite. Was er endlich von meiner damaligen „Wunderschönheit, ganz Ebenmaaß, ohne Gleichen" sagt, wäre auch von einem Freunde viel zu schmeichelhaft; ich muß es daher — in unsern Verhältnissen — gänzlich depreciren. Nachdem ich nun den Zoll der Dankbarkeit für empfangenes Lob abgestattet, wende ich mich sogleich zum Tadel! Da dieser aber, auf den verschiedenen Blättern des Buchs, wie ein Chaos durcheinander liegt, so sehe ich mich genöthigt, einige Ordnung hineinzubringen. Ich fange al-

so — nicht bei Seite 63, wo ich schon ungeheuern Einfluß am Hofe habe!! sondern bei Seite 69 an, wo ich in meiner Jugend — Citronen feil biete.

In der That, Herr v. K. geht in diesem Punkte mit mir noch sehr glimpflich um, indem er mir, außer den Citronen, nicht auch noch Schwefelhölzer beilegt, wie es wirklich ein Schriftsteller zur Zeit meiner Gefangenschaft gethan hat. Schade nur, daß alle dergleichen Beschmitzungen, selbst wenn sie wahr wären, ganz und gar nichts beweisen. Wie? die Herren wollen große Philosophen, und über alle Vorurtheile erhaben seyn: und machen es einem Menschen zur Schande, Citronen feil zu bieten? Liegt denn darin an sich etwas Schimpflicheres, als Getreide feilzubieten, welches der ganze Landadel an jedem Markttage thut? — Doch, bei einer Thatsache, die gar nicht existirt, ist alles Räsonnement überflüssig. Die Wahrheit ist, daß

ich nie Citronen feil geboten habe; und es müssen noch eine Menge gleichzeitige Menschen in Berlin leben, unter deren Augen ich aufgewachsen bin, und denen die Lächerlichkeit dieser Beschuldigung gleich in die Augen fallen muß. Ich bin — nichts mehr, aber auch nichts weniger, als eine ehrliche Künstlerstochter, und mein Vater war in der Kapelle des großen Friedrichs als Kammermusikus engagirt. Um der gedruckten Lüge eine gedruckte Wahrheit entgegenzusetzen, berufe ich mich auf die, in meiner kleinen Bibliothek befindlichen: „Wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen, die Musik betreffend. Erstes Vierteljahr. Leipzig 1766. 4." Hier steht von S. 73 an ein „Verzeichniß der Personen, welche gegenwärtig die Königl. Preuß. Kapellmusik ausmachen, im Jul 1766; und S. 79 wurde unter den Waldhornisten zuerst genannt: „Herr Elias Enke aus Hildburgshausen," — das ist mein Vater! Von mütterlicher Seite könnte ich mich sogar, wenn es nicht Thorheit wäre, sehr hoher und vornehmer Verwandten rühmen.

Dahin gehören der in Oesterreichischen Diensten wohl bekannte Baron von Grechtler, und der noch weit berühmtere verstorbene Feld-Marschall, Freiherr von Bender, der tapfere Vertheidiger von Luxemburg. Ueber die Wahrheit dieser Verwandtschaft berufe ich mich auf einen noch lebenden Zeugen, den gewesenen Oberhofmeister der verstorbenen Königin, Graf Wilhelm Sayn von Witgenstein. Doch, wie gesagt, ich lege auf diese Verwandtschaft ganz und gar kein Gewicht, sondern will mir blos die als schimpflich angerechneten Citronen abwehren. Hier nun bedarf es wohl keiner hohen Betheuerungen, daß, wenn gleich der Gehalt meines Vaters nicht von großer Bedeutung war, er dennoch für die Bedürfnisse unserer Familie hinreichte. Schon in meiner Kindheit ließen mich meine Eltern die Französische Schule besuchen, wo ich, außer dieser Sprache, in allen weiblichen Handarbeiten, so wie von dem berühmten Gobert im Tanzen unterrichtet wurde. In der Folge floß meinen Eltern eine doppelte Unterstützung zu.

Die eine kam von dem genannten Baron von Grechtler, dem sich meine Mutter, auf einer Reise nach Wien, als nächste Verwandtin entdeckte, und der sie dann mehrmals mit bedeutenden Summen zu Erziehung ihrer Kinder beschenkte. Die andere erfolgte, als meine ältere Schwester den Russischen Grafen von Matuschka geheirathet hatte, worauf meine Eltern eine jährliche Zulage von 500 Rthlr. erhielten. Die Citronen passen also weder in meine Kinder-, noch in meine höhern Mädchenjahre, und gehören, wenigstens in so fern ich damit Handel getrieben haben soll, blos in die Romanenwelt.

Nach dieser einzelnen Anekdote aus meinem Leben macht sich nun Herr v. K., S. 104 rc., an eine förmliche Biographie von mir. Er läßt mich ein Kind armer Eltern seyn; bald darauf aber greift er die Ehre meiner ältern, noch lebenden Schwester, und noch weit mehr die

des hochseligen Königs an. Wie das ein Edelmann, ein Preußischer Unterthan, und nun gar ein Königl. Preußischer Kriegsrath, thun kann und darf, geht über meine Begriffe. So viel aber begreife ich, daß es unter meiner Würde, und eben so sehr gegen alle Pflicht ist, mich hier nur einmal in Vertheidigungen einzulassen. Herr v. K. kann mich schmähen, lästern, verläumden, so viel er will; aber nie wird er mich dahin bringen, zu vergessen, was ich einer Schwester, und noch mehr meinem erhabenen Wohlthäter, schuldig bin. Ich überlasse daher die Maulschelle, die ich von meiner Schwester bekommen haben soll, ihm ganz allein, und hebe blos aus dieser in schwarzer Kunst gezeichneten Biographie das einzige Wort aus, daß der König als damaliger Kronprinz mich für seine Geliebte erklärt. Hierüber das Stillschweigen beobachten, oder Unwissenheit affectiren zu wollen, wäre offenbare Thorheit! Das meinem Sohne, dem Grafen von der Mark, in der Dorotheenkirche zu Berlin errich-

tete Denkmal spricht hiervon zu laut; ich muß und will also hierüber zu dem Publikum sprechen, welches für etwas Höheres und Besseres Sinn hat, als blos für skandalöse und obendrein erlogene Anekdoten.

Ein Graf von Anhalt-Dessau war mein Pathe. Dieser, in der Gesellschaft des Kronprinzen, sah mich einst als Kind von 9 oder 10 Jahren bei meiner Schwester, der Gräfin Matuschka. Ersterer nahm mich auf den Arm, küßte mich, und sagte zum Kronprinzen: Ich empfehle diese Kleine Ihrer Gnade! Der Kronprinz nahm mich dann auch auf den Arm, und versprach, wenn ich älter werden würde, für mich zu sorgen. — Ungefähr als ein dreizehnjähriges Mädchen sah mich der Kronprinz abermal in meiner Schwester Hause, bei welcher ich zuletzt wohnte. Ob ich in diesen Jahren Ihm nachgestellt habe, oder auch nur einen Gedanken auf Ihn haben konnte, überlasse ich jedem Vernünftigen zur Beurtheilung! Daß Er aber gegen mich nicht gleichgültig war, und sich alle

Mühe gab, mich zu gewinnen: hierüber fordere ich den Herrn von Forcade, damaligen Hauptmann in Preußischen Diensten, jetzt Gutsbesitzer in Schlesien, als einen bekannten redlichen Mann zum Zeugen auf, der mehr als Einmal bei diesen Besuchen gegenwärtig war. Meine Eltern nahmen mich hierauf wieder nach Hause, um konfirmirt zu werden. Hier setzte der Kronprinz die Bekanntschaft fort, und das Ende davon war allerdings, daß er mich — in einem Alter, wo meine Vernunft noch wenig ausgebildet, und ich überdies gar nicht von mir selbst abhängig war — mit sich nach Potsdam nahm. Jetzt begann allmählig, wie der Herr v. K. sich auszudrücken beliebt, das Amüsement auf physische Art. Gern erlaube ich einem Jeden und einer Jeden, die ganz rein sind, und in gleichen Umständen der Versuchung widerstanden hätten, auf mich den Stein zu werfen; denn ich bekenne mich sehr gern, noch in diesem Augenblicke, als Mitglied einer unvollkommenen und mangelhaften Welt. Für

einen K. aber paßt ein solcher Steinwurf sehr schlecht, als welcher in seinem Buche über Wien und Berlin seinen eigenen Hang zum Physischen hinlänglich beurkundet. Daß aber das Geistige so ganz übergangen wird, als wäre daran kein Gedanke gewesen, ist abermals eine schreiende Ungerechtigkeit! Ich erhielt von dem Kronprinzen eine Gouvernante, eine gewisse Madame Girard, von der Französischen Kolonie. Diese Frau gab mir im Französischen noch weitern Unterricht; der Kronprinz selbst aber lehrte mich Geschichte und Geographie: und dieser Unterricht dauerte fast unausgesetzt drei Jahre, als so lange ich in Potsdam blieb. Diese Anekdote ist vermuthlich dem Publikum ganz neu, so wie meinen Gegnern unglaublich, unerhört, oder wohl gar erdichtet! Um so mehr sehe ich mich genöthigt, sie mit meinem ziemlich treuen Gedächtnisse etwas ausführlich darzustellen, wo es sogleich in die Augen fallen wird, daß — ein Weib — so etwas unmöglich erdichten könnte.

Zuvörderst ward der Kronprinz — nur halb-

gezwungen mein Lehrer; denn da er mich dem scharfen Blicke seines großen Onkels entziehen wollte, so konnte er mir nicht füglich einen Lehrer geben, der in jedem Augenblicke das Geheimniß ausplaudern konnte. Ferner aber bedurfte es weder dazu, noch gebrauchte er besondere pädagogische Künste, sondern lehrte mich treulich und nach derselben Methode wieder, was und wie er selbst in der Jugend unterrichtet worden war. Er traktirte also zuerst mit mir die Brandenburgische, dann die allgemeine Deutsche Geschichte. Nun schritt er zu der Römischen und Griechischen fort, und diese Kenntnisse waren mir nachmals auf meiner Reise nach Italien von unendlichem Nutzen. In der Geographie war er so fest, daß er zuweilen, zum Scherz, auch mit zugeschlossenen Augen die Orte auf den Landkarten richtig zu treffen wußte. Aber er blieb nicht blos bei diesen ernsten Studien stehen, sondern mischte auch dazwischen eine sehr angenehme und mannigfaltige, poetische und historische Lektüre. Ich lernte den Vater aller Dichter,

Homer, in der französischen Uebersetzung, und so auch den Virgil kennen. Von seinen eingestreueten Bemerkungen ist mir besonders der Prediger Bakius in Magdeburg erinnerlich, der, bei der Einnahme dieser Stadt, den General Tilly mit den Worten des Vater Aeneas anredete. Wir lasen ferner zusammen die Histoire des Juifs par Joseph, die Histoire des templiers, die Entdeckungsgeschichte von Amerika, die Mémoires d'un homme de qualité qui s'est rétiré du monde, die Mémoires der Madame Staal, nicht der jetzigen, sondern jener aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., wo der Kronprinz Gelegenheit nahm, über und gegen die Einmischung der Weiber in politische Angelegenheiten seine Gedanken zu äußern. Von Schauspielen lasen wir den ganzen Shakespear, nach Eschenburgs Uebersetzung. Ich erinnere mich noch, wie mir der König einst schrieb, daß er in Berlin den dicken Ritter (den Falstaf in Heinrich dem IV.) sehen wolle, und wie es ihm ein wahrer Trost sei, daß so ein al-

tes braves Stück doch auch auf unsere Bühne komme. Von Romanen erinnere ich mich an den Cleveland, und besonders an Roußeau's Heloise. Einige Bücher waren mir zu lesen verboten, und ich hätte es nicht wagen mögen, z. B. in Voltaire's Pucelle d'Orléans nur einen Blick zu thun, ob ich gleich seine sämmtlichen Tragödien las, und die Henriade sogar auswendig lernen mußte. Gegen dieses Amüsement hat hoffentlich die strengste Moral nichts einzuwenden; und es wird jedem Menschenkenner schon im voraus einleuchten, wie durch diese fortgesetzte Mittheilung von Gedanken und Empfindungen zwischen dem Kronprinzen und mir — gleichsam durch diese Stimmung der Seelen auf Einen Ton — ein ungleich edleres Band entstehen mußte, als je das Physische knüpfen kann. Ich liebte und verehrte in Ihm einen Lehrer, der mir unablässig neuen Stoff zum Denken und Fühlen gab; Er hinwiederum liebte in mir seine aufmerksame, leichtfassende, in seine Ideen entrirende, und sich immer mehr ausbildende

Schülerin. Dieses Band hat so lange gehalten, bis der Tod es zerriß; das Publikum sah es, nur kannte es den Stoff nicht, aus dem das Band gewebt war, und schob also den möglichst-schlechten unter. — Doch ich will meiner Geschichte nicht vorgreifen, und den Faden des Herrn v. K. weiter verfolgen.

Während also der Kronprinz mich selbst erzog, läßt K. mich von ihm nach Paris schicken, um dort erzogen zu werden. Unter seinen vielen und groben Irrthümern ist dies wenigstens einer der erträglichsten. Die Sache ist diese, daß meine Schwester sich inzwischen von ihrem Gatten getrennt hatte, und auf einige Zeit nach Paris reisen wollte. Der Kronprinz, der meine Bildung schon ziemlich vollendet glaubte, schickte mich gleichwohl mit, theils um mich in der Sprache noch mehr zu vervollkommnen, theils mich von dem berühmten Vestris im Tanzen unterrichten zu lassen. Mein dortiger Aufenthalt währte sechs Monat, und es läßt sich von dieser ganzen Reise wenig Besonderes sagen. Der

Kronprinz hatte viel zu viel Respekt gegen seinen großen Onkel, als daß er mich, wie er nachmals als König that, dem Preußischen Gesandten empfohlen hätte. Ich war blos an eine gewisse Demoiselle Delaunay, eine sehr würdige Dame, adressirt, die, wenn ich mich recht erinnere, eine Schwester oder Anverwandte des nachmaligen unglücklichen Kommandanten der Bastille war. Durch sie kam ich weiter in die nähere Bekanntschaft des edeln gräflichen Hauses von Lubersac. Auf der andern Seite lernte ich durch meine Schwester mehrere von den Russischen Großen kennen: namentlich die Prinzen Baratinski und Bellasinski, und die beiden Grafen Butterlin und Schuwalow. In Paris sah ich die gewöhnlichen Merkwürdigkeiten; und außer Paris besuchte ich blos Versailles und Fontainebleau, als eben der Hof sich dort mit der Jagd belustigte. Auf dem Wege nach diesem letztern Orte begegnete mir und meiner Schwester ein Abentheuer vom ersten Range, welches sich in den Vertrauten Briefen ganz vortrefflich aus-

nehmen würde. Ich selbst erzähle es nicht, weil ein auch nur geringer Grad von Klugheit schon gebeut, Allen — nicht Alles zu erzählen; aber ich fordere die Herren, die in alle, auch die geheimsten, Begebenheiten einzudringen sich vermessen, hiermit auf, dem Publikum dieses Abentheuer zu enthüllen, bei welchem ich keineswegs zu verlieren, sondern blos zu gewinnen habe. —

Auf diese Reise folgt nun schon wieder von dem Herrn v. K. eine derbe Unwahrheit. So wie ich nämlich, sagt er, aus Paris zurückgekommen, und den Prinzen mehr wie jede Andere gefesselt, habe mich der große Friedrich bemerkt, und auf meiner Entfernung bestanden. Ob jemand, und wer, und warum entfernt worden, könnte schwerlich jemand besser sagen als ich selbst, wenn es hier nicht lediglich um meine eigene Vertheidigung zu thun wäre. Für diese gehört blos die Versicherung, daß der gro-

ße Friedrich nie, weder vor, noch nach meiner Pariser Reise, auf meiner Entfernung bestanden hat. Im Gegentheil schrieb Er nach meiner Zurückkunft an den damaligen Stadtpräsidenten von Berlin, Philippi: „Er habe nichts dawider, „daß der Kronprinz zu mir käme; jedoch trüge „er mir auf, sogleich Anstalten zu machen, ein „Landhaus oder Landguth in der Gegend von „Berlin zu kaufen, damit sein Neffe nicht so „oft nach der Hauptstadt käme, weil er dort „Bekanntschaften machte, die Er nicht gern sähe! „Wenn ich diesen Befehl überträte, würde ich „zur Verantwortung gezogen werden; befolgte „ich ihn aber genau, so würde er mein wohl„affektionirter König bleiben!“ — Ich citire hier blos aus dem Gedächtnisse; das Handschreiben des Königs aber muß sich nothwendig in dem Berliner rathhäuslichen Archive finden. — Der Kronprinz erwartete mit Sehnsucht meine Zurückkunft vom Präsidenten, um zu erfahren, was sein Oheim über mich bestimmt hätte. Ich erzählte den ganzen Vorfall; der Kronprinz sag-

te darauf, ich möchte so ein Landguth suchen, nur befände er sich nicht bei Gelde! Nach einigen Tagen aber kam er zu mir, und sagte, er habe eben von seinem Onkel 20000 Rthlr. erhalten. Ich fand während der Zeit ein Landhaus zu Charlottenburg, welches dem Grafen Schmettau gehörte. Der Kauf wurde sogleich für 7500 Rthlr. abgeschlossen, und auf mein kleines Etablissement 1000 Rthlr. verwandt. So bekam ich also durch Friedrich den Großen die Grundlage dieses Eigenthums, in dessen ungestörtem Besitz ich von Ihm nie gehindert wurde.

Auf diese Weise also, nämlich dadurch, daß der große Friedrich auf meiner Entfernung bestand, kann ich auch unmöglich, wie Herr v. K. weiter fortfährt, „einen Mann an Riez bekommen haben." Wie ich ihn aber eigentlich bekam, das wird mir das Publikum erlauben, aus überwiegenden Gründen zu verschweigen. Genug, daß diese Verbindung nur vorübergehender Art war, wie schon daraus erhellt, daß sowohl er als ich uns nach der Zeit anderweitig

verheirathet haben. Auch bedurfte er meiner Hand ganz und gar nicht, um ihn bei dem Kronprinzen in Gunst zu bringen; diese besaß er schon ungleich früher, und selbst seine Eltern standen bei Ihm in Gnaden. Seit der Kronprinz vollends an die Regierung kam, führte ich zwar noch lange den Namen Riez, aber mit dem Manne dieses Namens wohnte ich nie unter einem Dache, sah ihn nie anders, als wenn er Geschäfte beim Könige hatte, und auch dieses äußerst selten. Es gehört also blos unter die tausend gegen mich ausgestreueten Kalumnien, mich mit ihm, wie es S. 63 und 65 geschieht, in ein öffentliches oder geheimes Verständniß zu setzen, und uns Beiden gemeinschaftlichen Einfluß in die Regierung beizulegen. Ueber meinen eigenen aber werde ich mich weiterhin noch rechtfertigen!

Bei der nächstfolgenden Stelle steigt mir, wenn ich nur daran denke, die Röthe der Scham und des Unwillens ins Gesicht! Doch — die unglückliche Königin, Marie Antoinet-

te, mußte sich ja vor dem Revolutionstribunale etwas noch viel Schlimmeres, Blutschande mit ihrem eignen Kinde, Schuld geben lassen, und auf diese Infamie Rede stehen; also denn! Herr v. K. schreibt, ich sei aus der Geliebten — die Kupplerin des Königs geworden, und habe die Schlachtopfer — unterrichtet. — Mit ersticktem Unwillen antworte ich hierauf dem Publikum, daß seit dem Antritte der Regierung des Königs, und schon vorher, seine Liebe zu mir in bloße Freundschaft überging. Die Beweise davon sind da, nur stehen sie nicht in meiner Gewalt; sie befinden sich in jenen Briefen, die nach dem Tode des Königs bei mir gefunden, und zurückbehalten wurden. Die Ursach dieser Veränderung gehört abermals zu den Dingen, welche die Klugheit zu verschweigen gebeut; genug, bei der Achtung, die ich dem Publikum durch gegenwärtige Schrift an den Tage lege, versichere ich, daß von gedachtem Zeitpunkte an, alles physische Amüsement ein Ende hatte, und jene vertrautern Verhältnisse nie wieder zwischen uns

eingetreten sind. Blos die geistige Liebe und das Vertrauen der Freundschaft blieb übrig: und diese waren so fest, daß selbst die Feinde derselben sie durch eine halbjährige Trennung nicht auszurotten vermochten; und zugleich waren sie so edel, daß es keines so niedrigen Mittels als Kuppelei bedurfte, sie zu stützen. Gern wollte ich von den nunmehrigen neuen Liebschaften des Königs schweigen: aber kann ich es, wenn ich im Angesichte des Publikums beschuldigt werde, die Kupplerin derselben gewesen zu seyn, und diese Schlachtopfer — abgerichtet zu haben? Ich nenne also frei und offen: die Gräfin Ingenheim, und die Gräfin Dänhof. Zu der Zeit, als diese auf dem Gipfel der Gunst standen, war ich an dem Hofe noch gar nicht präsentirt, und befand mich blos in bürgerlichen Cirkeln; eine nähere Bekanntschaft zwischen uns war also nicht einmal möglich. Die Gräfin Ingenheim habe ich, streng genommen, nie gesehen; die Dänhof hingegen traf ich ein einzigesmal auf dem Schlosse, wo ich vom Könige

zum Thee eingeladen war. Die Letztere lebt noch; sie war nicht meine Freundin, und hat mir davon einen sehr empfindlichen Beweis gegeben: aber ich bin ihr das Zeugniß schuldig, daß sie den Geist einer Brittin oder Römerin besitzt. Endlich ward auch noch, so weit sich meine Wissenschaft erstreckt, Madame Schulzki vom Könige ausgezeichnet: eine Bekanntschaft, die während meines Aufenthalts in Italien entstanden war. Nach meiner Zurückkunft sah ich sie verschiedenemal beim Könige: aber nie fand zwischen uns die mindeste Vertraulichkeit statt; auch hat sie nur Einmal meine Wohnung betreten. Nach einem bekannten Ausspruche sind die Aerzte und die Kammerdiener die gefährlichsten Umgebungen der Großen! Ohne mich im mindesten unter diese zu zählen, aber doch durch den Gang meines Schicksals in ihre Nähe gebracht, berufe ich mich hierdurch auf mein damaliges Dienstpersonale, wovon mehrere gegenwärtig in dem Dienste des jetztregierenden Königes Majestät sind: daß von meiner Seite nie eine entfernte Ge-

meinschaft mit irgend einem weiblichen Wesen statt gefunden, das sich der Gunst des hochseligen Königs schmeicheln durfte.

Mit dem Regierungsantritte des Königs nun bis an seinen Tod steht meine Geschichte gewissermaßen still; aber die Vorwürfe gegen mich häufen sich nur um so mehr. Ich bin wie einer, der unter die Mörder gefallen ist, und sich von allen Seiten wehren muß: also ohne weitere Ordnung beantworte ich Angriff auf Angriff.

Schon S. 69 sagt K.: „Die Riezin, die „in ihrer Jugend Citronen feil bot, hat einen „Hof um sich versammelt, der ihrer — ent„spricht.“ Ich habe es nicht vermocht, das ausgelassene Wort niederzuschreiben; aber das Publikum wird es sogleich errathen, wenn ich die beiden Parolis au même aus der Gallerie Preußischer Charaktere hinzufüge, wo es S. 273 heißt: „Seine (des Lombard) frühzei„tige Theilnahme an den Orgien des Riez

„und der Gräfin Lichtenau, und seine frühe Be„kanntschaft mit den Ausschweifungen die„ser Menschen haben sein moralisches Gefühl er„stickt," — und weiterhin S. 317: „Er (Graf „Haugwitz) sei zuletzt dahin gekommen, an den „Gelagen der Riez (Gräfin Lichtenau) Theil „zu nehmen." Hof also, Orgien, Ausschweifungen und Gelage sind hier völlig gleichbedeutende Ausdrücke, und das Publikum kennt nun den Sinn meiner Gegner; wie es aber um die Wahrheit und Richtigkeit desselben steht, werde ich nun zeigen.

Was zuvörderst den geheimen Kabinetsrath Lombard betrifft, so fordere ich ihn hiermit öffentlich auf, zu sagen: ob er jemals in meinem Hause, oder ich in dem seinigen war? Ja ich betheure, daß ich ihn, wenn er mir begegnete, gar nicht einmal kennen würde! So viel ich mich erinnere, sah ich ihn ein einzigesmal auf einem Balle, den der Professor Mayer in Berlin gab, und seit dieser Zeit nie wieder. Ich sage dies nicht, als ob ich seiner Bekannt-

schaft ausgewichen wäre; vielmehr war es mir dem Rufe nach ein sehr achtungswerther Mann: aber der Zufall wollte es so, daß ich ihn nie weiter kennen lernte. Durch mich also konnte er unmöglich sein moralisches Gefühl weder bilden, noch ersticken. Dagegen ist mir bekannt, daß Herr Lombard ein vertrauter Freund des geheimen Kämmerers Riez, und seiner Frau, vormaliger Madame Baranius, war, und häufig in ihrem Hause aus- und einging. Vielleicht ist also hier eine Verwechselung der Personen vorgegangen, womit ich jedoch keinesweges behaupte, daß die mir gänzlich fremden Orgien in dem Riezischen Hause stattgefunden. Soll aber etwa gar der Hof gemeint seyn, so versichere ich, daß, so lange ich in Berlin war, in meinem Beiseyn nie eine Fete gegeben worden, der nicht jeder gebildete, sittliche Mensch mit Anstand hätte beiwohnen können. Während meiner Abwesenheit in Italien erfuhr ich, daß auf dem Schlosse öftere Bälle und Belustigungen vorfielen; aber auch hier kann ich nicht

glauben, daß diese den verhaßten Namen Orgien verdienen. Ob Haugwitz dabei gewesen oder nicht, ist mir unbekannt; ich werde noch fernerhin mehr als Einmal auf diesen Mann kommen müssen: vor der Hand bleibe ich blos bei dem Hofe stehen, den Herr v. K. um mich versammelt hat.

Eh' ich im Jahre 1796 zur Gräfin Lichtenau erklärt und am Hofe präsentirt wurde, war kein anderer Hof um mich, als eine Gesellschaft, die in großen und kleinen Städten unter dem Namen Kränzchen bekannt genug ist. Ich sehe mich genöthigt, die Mitglieder dieses Kränzchens alle zu nennen, damit es frei an den Tag komme, wer darunter eigentlich der Orgiophant (so, höre ich, hieß man in alten Zeiten die Anführer der Orgien) — gewesen ist.

1) Der damalige Geheimderath Buchholz, nachmaliger Minister in Warschau, nebst seiner Schwester.

2) Der Geheimderath Schmits vom Lagerhause. Dieser nun verstorbene Mann hat in

mehrern Schriften um meinetwillen viel leiden müssen! Man nannte ihn den dicken Adonis, den dicken Kupido, ließ ihn vor mir knieen und eine herzbrechende Liebeserklärung machen, dann aber, nachdem ich ihn erhört, kläglich ausrufen: Ach ich kann nicht aufstehen, meine dicke Korpulenz hindert mich daran ꝛc. — Welch' eine klägliche Welt ist es doch, wo man kleine menschliche Schwachheiten öffentlich hervorzieht, und bis zur Karrikatur treibt; von Tugenden hingegen, die der Menschheit Ehre machen, keine Sylbe sagt! Schmits war ein jovialischer Mann; liebte, und gab eine gute Tafel; liebte auch unser Geschlecht, und hat, in Anfällen guter Laune, vor mir und andern Damen, selbst in Gegenwart ihrer Männer, manchmal geknicet: aber dabei war er die Gutmüthigkeit und Wohlthätigkeit selbst! Eine Menge Wittwen und Waisen erhielt von ihm monatliche Pensionen, und für seine Fabrikenarbeiter

und deren Familien war er ein zärtlicher Vater, der ihren Bedürfnissen sogar zuvorkam. Sanft ruhe seine Asche! — Doch ich fahre fort.

3) Herr v. Wolf, ebenfalls vom Lagerhause.

4) Kriegsrath Müller.

5) Geheimderath Faudel.

6) Geheimderath Cäsar.

7) Herr Cohen aus Holland, Eigenthümer einer großen Tabacksfabrik in Berlin, der in meinem Hause wohnte.

Dieses Kränzchen, das meistens aus Männern von gesetzten Jahren bestand, die immer mit ihren Frauen erschienen, ging wöchentlich herum, und jedes Mitglied hatte das Recht, einen Fremden mitzubringen. Es erschienen deren nach und nach eine große Anzahl, auf die ich mich nicht mehr besinnen kann; zweie will ich jedoch namentlich anführen. Der erste war Mylord Templeton, mein deklarirter Verlobter; zu unserer ehelichen Verbindung fehlte nichts als die Einwilligung des Königs, die aber ausblieb.

Der zweite war Sir Paget, interimistischer Englischer Gesandter, der sich jedoch nur ein halbes Jahr in Berlin aufhielt. Daß dabei kein Gedanke an politische Angelegenheiten war, würde sich schon von selbst verstehen, wenn es nicht meine späterhin vorgefundene Korrespondenz mit Paget augenscheinlich erwiesen hätte. Unser Kränzchen trieb keine höhern Geschäfte als die ganz gewöhnlichen: wir spielten Karte, sangen, musicirten, kurz, wir übten das allbekannte: Freut euch des Lebens! Aber Orgien? Ausschweifungen? Gelage? Schändliche Verläumdungen!

Außerdem war noch, bei mir allein, zuweilen ein Quadro; und bei diesem erschienen regelmäßig: der Hofpoet des Königs, Herr v. Filistri, mein täglicher Gesellschafter, dessen mehr als poetischer Werth in der Folge noch vorkommen wird. Ferner: Herr v. Curtoys, Sekretär von der Spanischen, und Herr v. Schwarzkopf, Sekretär von der Hannöverschen Gesandtschaft: zwei liebenswürdige Männer von Geist

und von den feinsten Sitten. Von dem Erstern besitze ich noch einen Brief, den er mir gleich nach meiner Zurückkunft aus Italien schrieb, und den ich hier, auf Abschlag meiner nachfolgenden Korrespondenz, mittheile, als einen kleinen Kontrast gegen die mir vom Herrn v. K. gesagten Artigkeiten.

Madame la Comteſſe,

Je n'aurois pas aſſurément manqué d'aller Vous rendre mes devoirs ces jours-ci, ſi je n'avois pas craint d'être importun et de Vous incommoder, ſachant qu'après une ſi longue abſence, Vous aurés une infinité d'occupations et qu'elles ſeront augmentées par les préparations pour une ſeconde (à Pyrmont). Cette même crainte m'oblige encore à avoir recours au papier pour Vous temoigner par écrit ma trèshumble réconnoiſſance pour le gracieux ſouvenir que Vous avés bien voulu ajouter hier à tant de bontés dont Vous m'avés tou-

jours honoré et comblé. Je ne ſcaurois jamais m'en ſervir que pour faire des voeux pour la conſervation de Vos jours et de Votre précieuſe ſanté, et pour que Vous jouiſſés de tout le bonheur dont Vous êtes digne; et ſi j'oſe ajouter, pour la continuation de Vos bonnes graces et ineſtimable amitié.

J'entends, helas! que Votre départ eſt très prochain; ainſi ſi je n'ai plus le bonheur de Vous voir avant qu'il ſe verifie, permetés, Madame, que je Vous ſouhaite un voyage des plus heureux accompagné de tout ſorte d'agrements et d'une parfaite ſanté, et que je Vous répete les aſſurances de mon très reſpectueux attachement et de la conſidération diſtinguée, avec la quelle j'ai l'honneur d'être ſincèrement,

Mad. la Comt.

Votre très h. extr. ob. Serviteur
de Curtoys.

Berlin le. 8. Juillet 1796.

Auch von dem Herrn v. Schwarzkopf bewahre ich noch ein Andenken, ein Gedicht auf meinen Geburtstag, am 19ten December 1792, woraus ich ihm blos die einzige Zeile erinnerlich machen will:

„und ewig Preuße bleibt, wenn gleich in Maynz vermauert.“

Zu diesen wackern Männern kam noch ein Franzos, der Chevalier de Bouilly, den mir der König als einen Emigrirten auf das dringendste empfohlen. Wenn nun, welches manchmal geschah, kein Quadro stattfand, so trat dafür die (vielleicht noch bessere) Deklamation ein. Flek und Ramler zeigten sich hier Beide als Meister: jener in tragischen, dieser mehr in komischen Partieen, wie er denn unter andern alle die drollichten Geschichten von dem Petersburger Herrn v. Nicolai, zum Besten gab. Filistri seinerseits stimmte den Homer an; und der Chevalier de Bouilly las uns seine liebenswürdigen Landsleute, den Florian, die Dukas von Marmontel ꝛc. Das war mein Hof,

den ich um mich versammelte; und eines solchen Hofes würde sich, glaube ich, selbst Ludewig der Heilige nicht zu schämen haben!

Aus dieser reinen Atmosphäre muß ich nun wieder in jene unreine übergehen, die der Herr v. K. mit seiner Feder um mich zaubert. „Sie hat, sagt er, manche Schurken gehoben und „Bettler bereichert, die sie nach ihrem Fall mit „Füßen treten wollten.“ Wie? Sonach wäre ich ja für meine Thorheit und Unbesonnenheit hinlänglich bestraft, und man sollte mir nach so langer Zeit darüber keine Vorwürfe mehr machen. Doch ich erlasse diese zärtern Gefühle dem Herrn v. K.; dagegen frage ich ihn im Angesichte von ganz Deutschland: Wer sind diese Schurken, die ich erhoben habe? Und welches sind die Posten, auf die ich sie gehoben habe? Wer sind die durch mich bereicherten Bettler? Und welche Crösus-Schätze haben sie mir zu verdanken? Wenn er, indem er dieses schrieb,

eine zuverlässige und dokumentirte Liste jener Schurken und Bettler vor sich hatte, warum theilte er sie nicht mit, um mich verdientermaßen mit Schmach und Schande zu bedecken? Hatte er sie aber nicht vor sich, wie kann ein Preußischer Kriegsrath, der doch wohl Jura studirt haben, und das Kapitel: Injurien, kennen muß, mich unverdienter- und unerwiesenermaßen öffentlich so injuriiren? —

Ich habe oben schon gesagt, daß die Erziehung, die mir der König als Kronprinz selbst ertheilte, gerade darauf gerichtet war, mich von allem Geschmack an politischen Händeln abzubringen, wenn ich ihn anders gehabt hätte. Aber der Keim einer Pompadour oder Du Barry hat nie in mir gelegen! Ich habe weder Citronen verkauft, noch mit Citronen in der Art gespielt, wie man der Letztern Schuld giebt, daß sie beim Werfen und Auffangen derselben ausgerufen hätte: Saute, choiseul! Saute, Praslin! Ob es gleich der Verfasser der Gallerie Preußischer Charaktere zwei-

mal (S. 326 und 329.) versichert, daß ich für den Minister Haugwitz ein Stützpunkt, sogar ein nothwendiger gewesen, so ist es dennoch nicht wahr. Er bedurfte an mir keines Stützpunktes; weil er ohnedies bei dem Könige in Gnaden stand. Zur Zeit, als die Polnischen Güther verschenkt wurden, kannte ich ihn noch ganz und gar nicht. Daß er vom Könige für 200000 Rthlr. Güther erhalten, lese ich in eben dieser Gallerie als etwas für mich ganz Neues. Welches aber auch ihr Werth sei, durch mich hat er sie nicht erhalten, so wenig wie ich selbst welche weder erhielt, noch suchte, wiewohl ich sie für meine Familie sehr wohl hätte gebrauchen können. Was die übrigen hohen Staatsbeamten betrifft, z. B. Graf Brühl, Goldbeck, Wöllner, Alvensleben, Bischoffswerder, Lindenau, Hardenberg, Struensee rc. — so fordere ich unter ihnen die noch lebenden öffentlich zu Zeugen auf, daß ich sie vorher, ehe sie ihre Posten erhielten, nie gekannt, noch weniger gesprochen habe. Nicht

einmal mittelmäßige oder kleine Posten (außer etwa ein paar Lakaien, die ich am Hofe anbrachte) habe ich vergeben — nicht vergeben können — nicht vergeben wollen, weil es gänzlich gegen meine Grundsätze war, mich damit zu befassen.

Mit der Bereicherung der Bettler möchte es nun wohl eben so mißlich stehen, wie mit der Erhebung der Schurken. Es ließe sich doch wohl erwarten, daß ich hierin meine Verwandten ganz vorzüglich begünstigt haben würde; aber das Gegentheil davon ist nur zu gewiß, und ich sehe mich nun genöthigt, es vor dem ganzen Publikum zu enthüllen.

Meine Mutter hat nie, nie ein Haus oder irgend ein Vermögen besessen, sondern genoß blos, seit meiner Bekanntschaft mit dem Kronprinzen, eine Pension von 600 Rthlr., die nicht selten ins Stocken gerieth, und mit dem Tode des Königs gänzlich aufhörte. Seit dieser Zeit

habe ich sie mit jährlichen 400 Rthlr. unterstützt, wovon sie — man kann denken, wie brillant? — lebt.

Meine Schwester, die ehemalige Matuschka, jetzige Hauptmannin von Schönberg, besitzt ihr Grundstück in Berlin von ihres ersten Mannes Vermögen; ihr Haus aber wurde ihr, so wie jedem andern Bürger, aus dem Königlichen Fond mitgebauet. Dies alles war schon von dem großen Friedrich bestimmt, und wurde unter der folgenden Regierung nur ausgeführt.

Mein Bruder, der jetzige Königl. Preuß. Oberjäger, war bei dem Kronprinzen mehrere Jahre Remisenjäger mit einem monatlichen Gehalte von 10 Rthlr. Nach des Königs Thronbesteigung bekam er den Oberjägerposten; nicht aus einer besondern Gunst, sondern als der Aelteste in der Reihe seiner Mitdienenden — in Falkenhagen. Da er seinem Vorfahren die Pferde und Kühe abkaufen mußte, wozu es ihm an Gelde fehlte, so gab ich ihm, da es mir an Muth gebrach, den König darum anzusprechen,

von meinen monatlichen Ersparnissen 100 Louis'd'or zum Geschenk. Einige Jahre vor des Königs Tode, als zur Verschönerung Berlins mehrere Bauplätze veräußert wurden, schenkte ihm der König, zum Ankauf eines solchen, 10000 Rthlr. Der Bau eines Hauses darauf wurde ihm, eben so wie vielen andern Bürgern, angewiesen, und der Bauentwurf dabei auf drei Stockwerk, mit den nöthigen Hintergebäuden, in Antrag gebracht. Nach des Königs Tode aber mußte mein Bruder diese geschenkten 10000 Rthlr. in die Baukasse zurückzahlen; das Haus selbst wurde, da es noch nicht fertig war, nur zu zwei Stockwerk, und ohne Hintergebäude, bewilligt. Er ließ also diese, so wie den dritten Stock, auf eigene Kosten aufführen, wozu er, als ein ganz unbemittelter Mann, 12000 Rthlr. Kapital aufnehmen mußte. Auf diesem Hause haftet also gegenwärtig, da er die zurückzuzahlenden 10000 Rthlr. ebenfalls nur durch Kredit herbeischaffen konnte, im Ganzen eine Schuldenlast von 22000 Rthlr.

Mein zweiter Bruder, der Königl. Stallmeister, hatte in den ersten Jahren der Regierung des Verstorbenen 400 Rthlr. Gehalt, wozu er endlich eine Zulage von 200 Rthlr. bekam. Da er aber mit seiner zahlreichen Familie nicht davon leben konnte, kaufte er sich Pferde, that damit Lohnfuhren, und gewann auf diese Art seinen nöthigen Lebensunterhalt. Endlich bat er den König um eine kleine Verbesserung seines Schicksals; hierauf wurde er im Berliner Thiergarten auf einen Holzverwalter-Posten adjungirt. In Charlottenburg kaufte er von einem Lotteriegewinnste einen kleinen Bauplatz, auf welchem ihm der verstorbene König ein kleines Parterrehäuschen bauen ließ. Dieses ist schon zu Lebzeiten des Königs verschuldet worden, weil er mit seinem Einkommen nicht auslangen konnte. Uebrigens verhält es sich mit seinem Berliner Hausbau eben so, wie mit dem seines Bruders. Beide bekamen vom Könige das Geld zum Ankauf des Platzes zum Geschenk; der Letztere insbesondere als Pathengeschenk, da der König sei-

ne beiden Söhne zur Taufe hielt. Beide mußten nach dessen Tode den geschenkten Betrag, so wie auch die Zinsen auf die ganze Zeit des Genusses, zurückzahlen. Auch in Rücksicht seiner auf diesem Hause haftenden Schulden zu 22000 Rthlr. ist es dasselbe; denn auch er mußte den dritten Stock und die Hintergebäude aus eignem Vermögen bestreiten, und dazu die nämliche Summe wie sein Bruder borgen. Aber auch der Holzverwalter-Posten wurde ihm, bei dessen wirklicher Erledigung, nicht zugestanden; statt dessen, und seines obenangeführten Postens, wurde er mit monatlichen 10 Rthlr. in Pensionsstand gesetzt, die nach einigen Jahren zu 15 Rthlr. erhöht wurden. Dieses also ist sein ganzes Vermögen und Einkommen, wovon er seit zehn Jahren lebt. Bedarf es wohl erst einer Erinnerung, wie sehr der Krieg seit dem Jahre 1806 diese dürftige Lage noch verschlimmert? —

Aus dieser getreuen Darstellung ersieht das Publikum ganz klar, in wie fern es Ursach hat, mich der Bereicherung meiner Verwandten zu beschuldigen. Doch — es giebt noch eine andere Verwandtschaft, die nicht das Blut, sondern das Gemüth, der tägliche Umgang, die vertraute Gesellschaft macht. Obenan steht hier meine siebenjährige Gesellschafterin, Mademoiselle Chappuis. Welch eine Erinnerung, die sich mir bei diesem Namen aufdringt! Im Jahre 1796 waren wir zusammen in Neapel, und logirten im Gasthofe alle Crocelle am Quai. Wir standen am Fenster, und genossen der prächtigen Aussicht. Vor uns das Meer, und im Hintergrunde die Insel Capri; rechts das Cap de Misene, und der Pausilipp; links das Castell Ovo, und in der Ferne der in Nebel gehüllte Vesuv! Das Meer war stürmisch; dies stimmte uns zu melancholischen Fantasien über die Zukunft. Doch — hier ist das Blatt selbst, was ich die Chappuis an diesem Tage niederschreiben ließ!

Neaples, le 5. Mars, 1796.

J'étois avec la Chappuis à la fenêtre à l'auberge des Crocelles. La mer étoit fort agitée, et une perite Barque conduite par six hommes, luttoit contre les vagues. Cela nous fournit un sujet de conversation sur l'avenir, et nous nous demandames, où nous serions à la meme date, dans l'espace de deux ans? —

Welche Ahndung! Zwei Jahre darauf war ich im Gefängnisse — und sie war es um meinetwillen auch! Da schickte man ihr, als sie nach einer schweren Krankheit etwas zu lesen verlangte: Salzmanns Himmel auf Erden! Das war die Glückseligkeit, das war der Reichthum, den sie durch mich erhielt. Gegenwärtig lebt sie bei ihrem Vater zu St. Saphorin, zwei Meilen von Lausanne, entfernt von allem Glück, außer was ihr ihre eigene reine Seele giebt. —

Das Gleiche gilt, nur in geringerem Grade,

von meinem wahren Freunde, dem Herrn v. Filistri. Auch er war mein Begleiter auf der Reise nach Italien; auch er hatte für mich eine unermüdete Sorgfalt: aber nie hat er weder von dem Könige noch von mir ein Geschenk dafür erhalten, noch weniger sein Glück dadurch gemacht.

Eben so wenig kann sich jemand von meinen Leuten rühmen, vom Könige irgend ein Geschenk erhalten zu haben, außer etwa einige Louisd'or zu Weihnachten. Blos mein Sekretär Steinberg erhielt, während meiner Abwesenheit in Italien, auf seine, nicht auf meine Bitte, die Zusicherung eines Hausbaues, wozu er sich aber selbst den Bauplatz kaufte. Da seine Finanzen hierzu nicht reichten, so lehnte ich ihm 100 Louisd'or, die in der Folge gänzlich in Vergessenheit kamen. Alles dieses ist hoffentlich hinreichend, zu beweisen, daß ich weder meine Verwandten, noch Freunde, noch Hausgenossen, denen ich wirklich gut zu seyn alle Ursach hatte, jemals zu bereichern suchte; denn sie sind alle arm geblieben. Mich trifft vielmehr der gegen-

seitige Vorwurf, daß ich sie viel zu wenig belohnte!

Ich komme nun auf mich selbst, und auf meine eigene Bereicherung. Wider alle Erwartung läßt mich der Herr v. K. hier sehr gelinde davon kommen, indem er sagt: „Sie hat den „König nie zu großen Ausgaben verleitet, und „was sie erhielt, war wahrlich — — eine Ba„gatelle.“ Ich würde meinem Gegner für die Gerechtigkeit, die er mir hier widerfahren läßt, herzlich danken, wenn er nicht in der ausgelassenen Stelle meinen königlichen Freund, meinen Wohlthäter, auf das empfindlichste angegriffen hätte, welches ihm der Himmel verzeihen möge! — Aber auch sein gelindes Urtheil über diesen Punkt trägt zu meiner Rechtfertigung ganz und gar nichts bei; denn sogleich tritt ein Anderer auf, der um so wüthender auf mich einstürmt. Das ist der Verfasser der Charakteristik Friedrich Wilhelms III. Dieser sagt

S. 55 — nicht etwa blos schlechtweg, daß ich mich bereichert habe, sondern, mit einer Frechheit, von der ich keine Vorstellung habe, legt er des jetztregierenden Königs Majestät, in einem Gespräche mit dem geheimen Kabinetsrath Menke, die Worte in den Mund: „Sie kennen das „Weib, welches — meinen Vater täglich be„stiehlt, um sich zu bereichern.“ Daß dies der jetzige König nicht gesagt haben kann, darauf wollte ich tausend Eide schwören; und doch, es steht einmal gedruckt, und die leichtgläubigen, verläumdungslustigen Seelen nehmen es für ein Evangelium. Es bleibt mir demnach nichts übrig, als die ganze Geschichte meines Vermögens treu und aufrichtig zu erzählen.

Im Anfange meiner Bekanntschaft mit dem Kronprinzen, als meine Mutter schon die Pension von 50 Rthlr. monatlich bekam, erhielt ich von ihm nichts — einem Gehalte oder einer Pension Aehnliches. Blos meine Kammerfrau be-

kam zuweilen einige Louisd'or, um meine kleinen Bedürfnisse zu bestreiten, welches das ganze Jahr hindurch keine 20 Louisd'or betrug. Das Publikum würde erstaunen, wenn ich aus diesem Zeitpunkte Anekdoten erzählen wollte: aber meine eigene Scham, und Achtung und Liebe für den Verstorbenen schließen mir den Mund. Genug, eine ärmere Geliebte — eines künftigen Thronerben — hat es schwerlich je und irgendwo gegeben, und daß ich diesen Zeitpunkt der Flitterwochen nicht benutzte, ist ein sicherer Beweis, daß das Talent der Bereicherungskunst mir von der Natur versagt seyn muß. Ich war schon Mutter — und litt nicht selten Noth; andere verstanden es denn freilich besser, indem sie sich erst vom Pluto reiche Opfer bringen ließen, ehe sie selbst der Paphischen Göttin opferten. —

Wenn sich nun gleichwohl meine Lage in der Folge besserte, so war es nicht mein Werk, sondern das eigene des Kronprinzen, indem er einsah, daß ich fernerhin auf einen so beschränkten Fuß nicht leben könne. Er setzte mir also nun-

mehr monatlich 100 Dukaten aus, wofür ich die bisherige Pension von 600 Rthlr. an meine Mutter übernehmen, und zugleich die sämmtlichen Ausgaben für mich und meine Kinder, so wie für meine beiden Häuser in Charlottenburg und Berlin, bestreiten mußte. Von dem erstern habe ich bereits gesprochen; das letztere war ein kleines Haus in der Mohrenstraße, welches der Kronprinz meiner Schwester für mich abkaufte.

Mit Seiner Thronbesteigung verbesserte sich natürlich meine Lage noch mehr, und die monatlichen 100 Dukaten verwandelten sich nun in 300 Louisdo'r. Mit meinem Charlottenburger Hause ward eine beträchtliche Erweiterung und gänzliche Umschaffung vorgenommen. Der König kaufte den Wegelinschen Garten dazu, und ließ das Haus vom Grunde aus bauen und meubliren. In der Folge kaufte ich selbst von meinen Ersparnissen noch einige Gärten, um mich völlig zu arrondiren. Es wurde dabei überall auf Geschmack und Bequemlichkeit, keinesweges aber, wie man fälschlich ausgestreuet hat, auf Pracht

und orientalischen Luxus Rücksicht genommen. Nach meiner Verhaftung nahm des jetzigen Königs Majestät diese meine Besitzung Höchstselbst in Augenschein, und äußerte bei dieser Gelegenheit gegen meinen Kastellan: daß dieses Haus zwar sehr niedlich, aber keineswegs so prächtig sei, wie man es ihm geschildert! Diese Aeußerung erfuhr ich späterhin, in meinem Verhafte in Glogau, durch meine Schwester, welche sie aus des Kastellans eigenem Munde vernommen.

In Berlin machte ich eine zweite, aber nichts weniger als erfreuliche Hausacquisition. Mein Sohn, Alexander, Graf von der Mark, starb, und ich ward die natürliche Erbin des für ihn allein unter den Linden gekauften Hauses. Späterhin gefiel es dem Könige, daran ein Hintergebäude nebst einem anstoßenden kleinen Theater bauen zu lassen. Auch dieses Theater hat den Pamphletschreibern Stoff hergeben müssen, ihre Galle gegen mich zu ergießen. Einer derselben hat gesagt: Auf diesem Theater wären oft die ausgesuchtesten, der Sinnlichkeit am

meisten schmeichelnden Stücke gegeben worden; nur Vertraute hätten den Zugang gehabt; an einem festlichen Tage sei eine Hauchekorna — als Venus — in seidenen Strumpf gekleidet, erschienen ꝛc.! — Was doch die Bosheit, vereint mit der Dummheit, für Ungeheuer zur Welt bringen kann! Zuvörderst ist auf diesem Theater, durch eine Reihe dazwischenkommender Hindernisse, Kriege — meine Italienische Reise — des Königs Krankheit — nur Summa dreimal gespielt worden, welches man wohl nicht füglich oft nennen kann. Ferner konnte, weil das Theater klein war, unmöglich ganz Berlin den Zugang haben; was aber Platz hatte, wurde treulich zugelassen. Endlich, welches sollen denn nun die hier aufgeführten unsittlichen Stücke seyn? Ich kann sie alle drei genau angeben. Das erste, bei Eröffnung des Theaters, war gar kein Schauspiel, sondern ein bloßes Concert, bei welchem ich unter andern mit Concialini ein Duett sang. Das zweite war das Französische Schauspiel: die Wilden, aufgeführt von den

Kindern der Hauchecorneschen Pensionsanstalt. Ob hierbei eine Venus gewesen seyn kann, mag jeder nur Halbgebildete beurtheilen! Hingegen, in seidnen Strumpf gekleidet, war nicht etwa Einer, sondern alle Wilde. Wer vom Theater nur irgend einen Begriff hat, wird wissen, daß die Evenstracht der Wilden unmöglich anders als en tricot dargestellt werden kann. Das dritte und letzte Stück war die große Oper Cleopatra, die von sämmtlichen Operisten, in Gegenwart des ganzen Hofes, gegeben wurde. Der König wünschte sie, als ein hochgepiesenes Meisterstück, zu hören, scheuete aber für seine Gesundheit die Zugluft im Opernhause: sie wurde also auf meinem kleinen Theater gegeben. Zu mehrerer Beglaubigung setze ich von dem damals gedruckten Italienischen und Deutschen Texte den Italienischen Titel her: „La Morte „di Cleopatra, Dramma Del Signor A. S. „Sografi Avvocato Veneto, con Musica Del „Signor Maestro Nasolini. Da Rappresentarsi „Nel Teatro Della Nobil Donna La Signora

„Contessa di Lichtenau. Berlino, Nel Mese di „Marzo 1797.“ — Nach dieser kleinen Ausschweifung wende ich mich wieder zu der weitern Geschichte meines Vermögens.

Von obigen 300 Louisd'or monatlich bestritt ich unumschränkt meine ganze Oekonomie. Blos wenn ich zuweilen in die Bäder von Pyrmont, Spaa oder Aachen reiste, schenkte mir der König dazu besonders einige tausend Thaler. Ohne eine solche Zulage hätte ich keine Badereise thun können, denn meine Haushaltung ging in meiner Abwesenheit immer ihren Gang fort. Wenn ich dann zurückkam, und in meiner Hauskasse einige hundert Thaler Ueberschuß fand, so schaffte ich dafür immer etwas Silbergeräthe, und auch nach Umständen einigen Schmuck an. Dieses kostbare Spielwerk weiblicher Eitelkeit hatte ich bis zu meiner Italienischen Reise gänzlich entbehrt, bis auf ein chrysopraßenes Halsband mit Diamanten, und ein Paar brillantene Ohrringe. Mit dieser Reise aber, und noch mehr,

mit meiner nachmaligen Präsentation am Hofe als Gräfin von Lichtenau, ward der Schmuck ein Bedürfniß, nicht für mich selbst, sondern für meinen erhabenen Beschützer, der mich auf Reisen schickte, der mich am Hofe präsentiren ließ, und hierbei den einmal eingeführten Weltbrauch weder verletzen wollte, noch füglich konnte. Der Herr v. K. ist indeß auch hier sehr falsch berichtet, wenn er mir „für ein Paar „Mal 100,000 Rthlr. Juwelen" beilegt. Es trat gar bald der Zeitpunkt ein, wo diese Juwelen auf das genaueste taxirt wurden, und die Kopie dieser Taxation liegt vor mir. Sie zerfällt in drei Rubriken: 1) Juwelen, welche die Gräfin von Lichtenau von Sr. Majestät dem Könige zum Geschenk erhalten; 2) Juwelen, welche der Gräfin von Lichtenau Tochter, verehelichter Gräfin von Stolberg, gehören; 3) Juwelen der Gräfin von Lichtenau, welche sie sich selbst angeschafft, oder von andern Personen zum Geschenk erhalten. Die beiden letzten Artikel gehören hoffentlich nicht fürs Publikum, sondern blos der erste; und hier

zeigt es sich nun, daß Herr v. K. — noch mehr als eine Null zu viel geschrieben. Das Facit von No. 1), unterzeichnet von den drei Juwelierern, Schüler, Bauderson und Reclam, beträgt: 12,930 Rthlr. Um aber ganz aufrichtig zu seyn, füge ich wörtlich die hinzugesetzte Anmerkung bei: „Nach der, bei vorste-„hender Taxe gehabten Stöhrung und Ueberei-„lung, habe ich es meiner Pflicht anermessen „und schuldig erachtet, das Object No. 4. (ein „Collier), welches zu 2700 Rthlr. und 1200 „Rthlr. taxirt worden, nochmals zu revidiren, „und taxire solches gegenwärtig für 5000 Rthlr. „und 1600 Rthlr., folglich höher 2700 Rthlr. „Die Summe umstehender Würdigung ad 12930 „Rthlr. würde demnach zu 15,630 Rthlr. ausfal-„len. Berlin den 12ten Mart. 1798. Schue-„ler. Bauderson.“ Also auch nach dieser Korrektion betrugen meine, vom König erhaltenen Juwelen, noch lange nicht 20,000 Rthlr. Es hat einem elenden Pamphletschreiber beliebt, mich mit der vormaligen Gräfin Kosel zu ver-

gleichen; was würde diese wohl zu einem armseligen Schmucke von 15,000 Rthlr. gesagt haben? —

Herr v. K. kommt nun auf einen Punkt, worin er weniger mich, als einen nun verstorbenen würdigen Preußischen Minister, in ein nachtheiliges Licht setzt. Er spricht von 500,000 Rthlr., um welche mich Struensee — geprellt haben soll. „Auf Struensee," sagt er, „lautete die Assig„nation der 500,000 Rthlr.; er hielt die Zahlung „aber zurück, bis der König todt war." — Wie? der rechtschaffene Struensee soll irgend jemanden, wer es auch sei, geprellt haben? Und insbesondere mich, die sich mit seiner Freundschaft schmeichelte, die er mich noch im Jahre 1804 in folgendem, vom 29sten März datirten Briefe versicherte:

„Ich bin Euer Hochgeb. für Dero gütiges „und freundschaftliches Andenken, so Sie „mir bei Gelegenheit Ihrer Abreise von „hier marquiren wollen, äußerst verbunden.

„Ich werde mich jederzeit freuen, wenn ich
„höre, daß es Ihnen recht wohl geht, und
„wenn Sie wieder einmal in hiesige Gegen-
„den kommen, so hoffe ich Sie auch wie-
„der zu sehen, und Ihnen persönlich die
„Achtung und Freundschaft zu bezeugen,
„die ich jederzeit gegen Sie gehabt
„habe rc.“ —

Dieser Brief allein würde schon die Köllnische vorgebliche Prellerei höchst zweifelhaft machen, da Struensee nach meinem Falle gar kein Interesse haben konnte, mir im mindesten zu schmeicheln. Allein das ganze Vorgeben ist falsch, ob es gleich mit den 500,000 Rthlr. seine Richtigkeit hat; um dies auseinander zu setzen, muß ich ein wenig weiter ausholen.

Die Leser erinnern sich meiner ausgesetzten monatlichen Rente von 300 Louisd'or. Manchem wird sie sehr groß zu seyn scheinen; wenn sie aber erwägen, daß der König viel und oft in meinem Hause war, und doch wohl auf eine anständige Art bewirthet und bedient werden mußte,

so werden sie obige Summe eher für zu klein als für zu groß halten. In der That würde sie auch unzureichend gewesen seyn, wenn mir nicht einmal von meinem eignen Grund und Boden eine Menge Naturalien, an Butter, Eiern, Gemüse, Obst, Heu rc. zugewachsen — und dann — an meinem Tische nicht wirkliche Frugalität geherrscht hätte. Wenn ich es einerseits, ohne zu erröthen, annehmen kann, was Herr v. K. sagt: „daß meine Zirkel die zwanglosesten und freude„vollsten gewesen;" so muß ich auf der andern Seite dagegen protestiren, „daß mein Tisch der „ausgesuchteste in Berlin war." Kostbare Leckerbissen, die nur das Ausland hervorbringt, und die sonst wohl auf den Tafeln der Berliner großen Welt erscheinen, kamen nie auf die meinige. Die Großmannischen „Nicht mehr als „Sechs Schüsseln" wurden bei mir, des Mittags auf vier, des Abends auf drei herabgesetzt. Selbst als ich, nach meiner Präsentation am Hofe, auf Befehl des Königs zuweilen größere Tafel geben mußte, fand dabei kein höherer Auf-

wand statt, als in jedem andern distinguirten Hause. Ich berufe mich hierüber auf die nach dem Tode des Königs bei mir vorgefundenen Hausrechnungsbücher, die sich noch in meinen Händen befinden.

So blieb es, bis etwa ein Jahr vor des Königs Tode, als er seine Kranheit, die ihn nachmals ins Grab stürzte, schon stark zu fühlen anfing. An die Möglichkeit dieses Falles, und zugleich an mein künftiges Schicksal denkend, äußerte er eines Tages gegen mich, es sei nun die höchste Zeit, daß er mein Sort mache! Zu dem Ende gab er mir das wahrhaft Königliche Geschenk von 500,000 Rthlr. — nicht in einer Assignation an Struensee, sondern in Holländischen Banknoten, mit dem Beifügen: „Ich will, „daß du nach meinem Tode so lebest, wie zu „meinen Lebzeiten; damit hoffe ich dich also in „den Stand zu setzen, um deinem Range gemäß „leben zu können!“ Der Minister Struensee nun schickte diese Banknoten durch Herrn Labaye nach Holland, um sie auf meinen Na-

men contrasigniren zu lassen, welches auch geschah. Weit entfernt also, mich prellen zu wollen, handelte dieser Minister als ein redlicher Mann an mir, indem er mir das Meinige noch mehr zu sichern suchte. Nur ich, ich selbst, mit einer unbegreiflichen Sorglosigkeit, die mich aber wenigstens vor dem Vorwurfe schützen sollte, ich habe den König bestohlen — ich ließ diese Banknoten in fünf Paketen unentsiegelt liegen, bis das Ungewitter über mich ausbrach, wo ich dann, ohne die mindeste Dazwischenkunft Struensee's, der Entsiegelung und des Gebrauchs dieser Banknoten auf immer überhoben wurde.

Auf diese Banknoten folgen erst die vom Herrn v. K. früher erwähnten „Güther in der „Neumark.“ Gleich nach seiner Thronbesteigung kaufte der König die ehemaligen Brenkenhofschen Güther, Lichtenau, Breitenwerder und Roßwiese, für — ich erinnere mich nicht mehr genau, ob

130 = oder 136,000 Rthlr. — zu Gunsten meiner beiden Kinder, Grafen Alexanders und Gräfin Mariane von der Mark. In der darüber ausgefertigten Schenkungsakte war für mich festgesetzt, daß ich von diesen Güthern 2000 Rthlr. jährliche Revenüen auf Lebenszeit beziehen sollte. Als nachmals der Graf Alexander starb, bestimmte mir der König die sämmtlichen Revenüen dieser Güther von 4800 Rthlr. jährlich, mit der Bedingung, meine Tochter zu erhalten, und für ihre Bedürfnisse zu sorgen, wobei jedoch der König die Gouvernante und die Lehrmeister aus seiner Schatulle bezahlte. Etwa ein Jahr vor des Königs Tode verheirathete sich meine Tochter, und bekam vom Könige eine Ausstattung von 200,000 Rthlr.; dagegen mußte sie allen Ansprüchen auf erwähnte Güther entsagen, deren weitere Disposition der König sich vorbehielt. Nunmehr erfolgte seine letzte Reise nach Pyrmont, wohin ich vorangiug, um die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Eines Tages wollte er mich zu einer Spatzierfahrt abholen, als

ich eben im Bade war. Es hören, aus dem Bade springen, mich kaum abtrocknen, und zu seinem Winke bereit seyn, war eins! Diese, meinem Bedünken nach, so ganz natürliche Attention, nahm der gütige Monarch über Verdienst als eine ihm gebrachte Aufopferung, als ein Risiko meiner Gesundheit um seinetwillen, an. Er erinnerte sich an ein älteres Versprechen bei Gelegenheit der Holländischen Banknoten, deren Ertrag in den ersten 7 Jahren 5 Procent, in den folgenden aber nur 4 Procent war. Diesen Ausfall zu decken, und mir zugleich einen Gegenbeweis seiner Huld und Gnade zu geben, setzte er mich nunmehr zur völligen Eigenthümerin der Lichtenauer Güther, von denen ich schon im voraus den Namen führte.

Was ich nun noch ferner besaß, war eben so sehr die Frucht meiner Oekonomie, als der Freigebigkeit des Königs. Ich legte nach und nach von meinen Ersparnissen ein Kapital bei der Berliner Bank an, dessen Summe ich nicht bestimmt angeben kann, weil mein Tagebuch verloren ge-

gangen ist; aber doch ungefähr mag diese 30,000 Rthlr. betragen haben. Mein Silber erhielt ich theilweise zum Geschenk; gewöhnlich an meinem Geburtstage, oder an Weihnachten. Bald waren es einige Leuchter, oder eine Terrine, oder ein Dutzend Teller. Sehr sorgfältig sammelte ich es, und schaffte mir das zur Kompletirung Nöthige aus eignen Mitteln an, worüber die Kontobücher des Goldschmidts Müller in Berlin die Beweise enthalten müssen. Herr v. K. hat vergessen, den Werth meines Silberwerks anzugeben; ich will es unaufgefordert thun. Die Taxation desselben belief sich auf 26,579 Rthlr.

Wenn ich mir nun mein gesammtes Vermögen an Häusern, Juwelen, Silber, Banknoten, und Landgüthern zusammen denke — mir denke, ich hätte es zu gleicher Zeit frei und unabhängig besessen, welches aber nie der Fall gewesen ist; so wäre ich allerdings eine reiche, eine (nach Preußischer Art) sehr reiche Frau gewesen. Aber auch dann würde ich bis auf meinen letzten Hauch, vor Gott und vor der Welt, der schänd-

lichen Verläumdung widersprechen, daß ich den König bestohlen, um mich zu bereichern. Ich hatte einst über dieses Süjet mit einem sehr respectablen Manne, den ich nicht nennen will, der aber meine Apologie gewiß lesen, und dann die Wahrheit meiner Erzählung bestätigen wird, einen interessanten kleinen Zwist. Auch er fand die 500,000 Rthlr. Banknoten sehr bedenklich, und zuckte dazu die Achseln. Ich legte ihm darauf die Frage vor: wenn eben diese Summe ihm wäre zum Geschenk geboten worden, ob er sie dann wohl ausgeschlagen haben würde? Er konnte unmöglich Ja sagen. Ich fuhr dann weiter fort: Es ließe sich noch die Einwendung machen, daß wenn Er diese Summe bekommen hätte, so wäre sie an einen verdienten Staatsmann gefallen; ich hingegen sei nur ein unbedeutendes weibliches Geschöpf. Aber — setzte ich nun mit etwas mehr Feuer hinzu — dieses unbedeutende Geschöpf hat dem Kronprinzen seine Unschuld aufgeopfert — hat zu einer Zeit, wo er selbst oft Noth litt, seine Armuth getheilt —

hat allen, auch den vortheilhaftesten Aussichten des ehelichen Glücks entsagt, um ihr ganzes Leben nur seinen Wünschen zu weihen — hat vielleicht in der Stille manches Gute gestiftet, und manches Unheil verhütet. — Wenn sich nun der nachmalige Monarch, bei seiner Krankheit, in seinem edeln Herzen gedrungen fühlt, einer solchen Frau ein günstigeres Schicksal zu sichern: wer vermag es, den Geber, oder die Nehmerin deshalb zu verdammen? — Der respectable Mann verstummte; und nur die Irrespectablen schreien immer noch fort, und machen aus dem, an sich unschuldigen Annehmen — Rauben und Stehlen. Selbst im Annehmen habe ich mir Maaß und Ziel gesetzt. Ich konnte in Italien ansehnliche Güter kaufen; ich habe gedankt, weil ich lieber in dem Lande bleiben wollte, wo ich (damals wenigstens) mein Glück gemacht hatte. In meinen Händen befand sich eine carte blanche an die vornehmsten Bankiers in Mailand, Florenz, Livorno, Rom und Neapel: ein verführerisches Papier für viele an meiner Stelle! Aber der

König kannte mich schon, und wußte, daß ich keines Mißbrauchs desselben fähig sei; auch habe ich ihm diese Karte zurückgegeben, ohne den allermindesten Gebrauch davon gemacht zu haben, indem die ausgesetzten Reisegelder vollkommen hinreichten. Wem dies nicht genügt, dem habe ich nichts weiter zu sagen!

Uebrigens geht es mir (sans comparaison) wie Heinrich IV., von dem das Volk in Beziehung auf seinen Glauben sagte: Die Tonne riecht nach den Heringen! Immer noch, bis jetzt im Jahre 1808, werde ich für reich verschrieen; und jemand — noch dazu nicht vom Pöbel (wenigstens dem Stande nach) — über den ich jedoch geneigter bin zu lachen als mich zu ärgern — hat in allem Ernste behauptet, ich besitze dato noch drei Millionen. O er komme doch zu mir, dieser Jemand, und kaufe mir mein ganzes dermaliges Vermögen, besonders wie es nach dem Kriege geworden ist, in Bausch und Bogen ab. Er soll wohlfeilen Kauf haben — so wohlfeil, daß er darüber erstaunen

wird. Die englischen Banknoten insbesondere, die man mir beilegt, gebe ich ihm, oder jedem andern, der sie bei mir oder anderswo zu finden weiß, ganz umsonst. —

Ich breche nun diese Fehde ab, aber blos, um mich zu einer andern, noch ernsthaftern zu rüsten. Um mich bis dahin ein wenig zu erholen, will ich inzwischen einige kleinere Vorwürfe des Herrn v. K. beleuchten.

Ob er mir gleich das Zeugniß giebt, ich sei nicht bösartig gewesen, so nennt er mich doch, fast in Einem Athem, eifersüchtig, rachsüchtig und eitel. Ich überlasse es den Moralisten, zu untersuchen, wie Nachsucht sich mit Gutartigkeit verträgt; ich habe mich hier blos zu vertheidigen. Also, erstlich eifersüchtig! Wie, wenn ich es nun einräumte? Ist irgend eine wahre Liebe von aller Eifersucht frei? Ich habe aber oben schon gesagt, daß meine Liebe für den Kronprinzen sich in bloße

Freundschaft für den König verwandelte: wo hätte da noch die Eifersucht herkommen sollen? —

Ganz ausschweifend ist es vollends, wenn man mir damals, über die zwischen Herrn Riez und Madame Baranius entstandene Verbindung, Eifersucht beilegt, und mir Schuld giebt, ich hätte die Entfernung der Letztern bewirkt. Blos im Vorbeigehen will ich diese Geschichte in ihr eigentliches Licht setzen. Die Schauspielerin Baranius war mir, als Künstlerin, jederzeit sehr angenehm; ich habe sie auch bei ihren Benefiz-Vorstellungen treulich unterstützt; und noch im Jahre 1795 schrieb mir mein Sekretär, Steinberg, in einem Briefe vom 11ten December, nach Italien: „Madame Baranius verspricht mir auch einen Brief, um sich für das „Benefice unterthänigst zu bedanken.“ Weiter aber reichte unsere Bekanntschaft nicht. Nach meiner Zurückkunft aus Italien sah sie einst der König selbst in Charlottenburg, auf einem Pferde aus seinem Stalle, reich geziert, in Begleitung eines Königl. Stallmeisters und mehrerer

Domestiken, sämmtlich in Königlicher Livree, spazieren reiten. Im höchsten Grade darüber empört, kam er zu mir, erzählte mir diesen Vorfall, und setzte hinzu: es sei ihm zwar gleichgültig, daß der geheime Kämmerier in die Baranius verliebt sei; er könnte aber nicht dulden, daß sie sich durch ihn der Königl. Pferde und Leute anmaße, und damit Aufsehen mache! — Er klingelte darauf dem Oberkastellan, Lehmann, und dictirte ihm in seine Schreibtafel einen Befehl an den Präsidenten Eisenberg in Berlin, daß die Baranius auf der Stelle die Stadt verlassen solle, welches auch geschah. Nach einiger Zeit erhielt sie, vermuthlich durch irgend eine Vorsprache, die Erlaubniß, wieder zurückzukommen; ich aber habe weder zu ihrer Entfernung noch zu ihrer Rückkehr das Geringste beigetragen. Dies im Vorbeigehen! —

Von meiner Nicht-Rachsucht ist Herr v. K. selbst ein lebendiger Beweis. Wäre dies meine Leidenschaft, so müßte er, da ich in den Jahren 1795 und 1796 eine halbe Italienerin

geworden bin, für die mir angethane Schmach bereits seine Portion Aqua Tofana getrunken haben: aus den Feuerbränden aber ersieht jedermann, daß er sich überaus munter und wohl befindet. Doch selbst im Falle der Rachsucht würde ich meinen Charakter nicht mit dem seinigen vertauschen. Der Rachsüchtige, wenn er seiner Leidenschaft den Zügel schießen läßt, hat doch wenigstens eine vorhergegangene Beleidigung zur Triebfeder: aber welche Beleidigung von meiner Seite bewog denn den Herrn v. K., sein Libell gegen mich abzufassen, von dem das Schlimmste meiner Verantwortung noch erst wartet? —

Der Tadel der Eitelkeit erscheint mir daher als bloße Bagatelle, und ich rechne ihn mehr für Lob als für Tadel. Wohl nie hat noch ein von der Natur nicht verkrüppeltes Weib existirt, die davon nicht ihre größere oder kleinere Dosis gehabt hätte: wie sollte es mir einfallen, mich davon freizusprechen? Hätte mir Herr v. K. Galanterie (in gutem französischen Sinne)

beigelegt; hätte er gesagt, daß ich zur Zeit meines Lenzes die adorateurs zu Hunderten gezählt, und wohl nicht gegen alle die Grausame gemacht haben möge: keine Sylbe dagegen! Aber das ist ihm zu weiß, und seine Kunst ist schwärzen; ich werde daher bald wieder auf ihn zurückkommen, und expedire nur erst den Verfasser der Charakteristik Friedrich Wilhelms III.

Dieser Verfasser ist überhaupt unter den Schriftstellern ein Wesen von ganz eigner Art. Was andere ehrliche Leute scheuen, das treibt er frei und öffentlich; nämlich das Horchen. Sein erster Schauplatz ist im goldnen Adler zu Berlin, wo, sagt er, die Wände so dünn sind, daß man in jedem Zimmer deutlich verstehen kann, was in dem anstoßenden gesprochen wird. Hier nun erhorcht er sein erstes Gespräch zwischen dem Herrn von Triebenfeld und Amelang ꝛc. Gar bald schwingt er sich weiter und höher, und

verlegt den Schauplatz in die Königlichen und Prinzlichen Schlösser. Sind hier etwa die Wände auch so dünn, wie im goldnen Adler? Und giebt es nicht etwa Schildwachen, dergleichen Personen, allenfalls mit dem Bajonet vor die Brust, abzuhalten? Unbekümmert um diese Fragen, theilt der Autor wie ein Orakel zwei Gespräche mit, die des jetzigen Königs Majestät als Kronprinz mit Herrn v. Köckritz und dem geheimen Kabinetsrath Menke gehalten haben soll, wozu noch ein drittes zwischen mir selbst und dem Herrn v. Zastrow kommt. Mit zitternder Hand wiederhole ich die Worte des ersten Gesprächs, die hier (S. 46.) von mir stehen:

„Prinz. Mein armer Vater geht mit star„ken Schritten dem Tode entgegen. Ach! er „war immer in übler Gesellschaft. Jetzt darf „ich nicht einmal zu ihm; das Weib, welches „um ihn ist (die Gräfin Lichtenau), will es „nicht haben; aber wart! sobald ich König „bin, will ich dich bestrafen, schändliches

„Weib. — Ich hasse niemand, lieber Köck=„ritz; aber sehen Sie, dieser Frau könnte ich „den Kopf abschlagen lassen" — —

Ich habe die Ehre, den Herrn v. Köckritz zu kennen; zum Beweise wird er mir erlauben, hier ein kleines Schreiben von ihm einzurücken.

„Ew. Hochwolgeboren gefällige Schreiben, „resp. vom 2ten und 3ten d. M., in welchen „Dieselben mich persönlich zu sprechen verlan=„gen, sind mir, ersteres jedoch, da es verlo=„ren gegangen war, durch die 3te Hand zu=„gekommen. Ich kann nicht zugeben, daß „Ew. Hochwolgeboren, um mich zu sprechen, „sich zu mir bemühen, und ersuche Sie daher „ergebenst, mich gefälligst wißen zu lassen, an „welchem Tage ich zu diesem Behuf bei Ih=„nen erscheinen kann. Die Stunden des Ta=„ges, über welche ich freie Disposition habe, „sind zwischen 12 und 2 Uhr des Mittags. „Ich habe übrigens die Ehre ꝛc. Berlin, den „4ten Januar, 1803."

Hierdurch beschwöre ich demnach den Herrn von

Köckritz, auf irgend eine Art, und an irgend einem Orte zu äußern, daß ihm alles hier Gesagte aus des jetzigen Königs Munde, nie und nirgends zu Ohren gekommen. Gütiger Gott, wie wäre denn das möglich? Während der letzten sechs Wochen der Krankheit des Königs sind sowohl die Königin, als der Kronprinz und seine Gemahlin — nicht Einmal, sondern vielmal bei ihm gewesen. Ich selbst sah sie kommen! Bei diesen Besuchen pflegte ich mich gewöhnlich, in der Voraussetzung, daß ich bei vertrautern wichtigern Gesprächen hinderlich seyn könnte, zu entfernen. Dies unterblieb nur dann, wenn mir der König ausdrücklich befahl, dazubleiben, indem er sich schon zu schwach fühlte, und öfters einige Handreichungen brauchte, die er seiner Familie nicht zumuthen wollte, da ich hingegen seine vielfältigen Krankheitsbedürfnisse schon genau wußte. Als die Königin ihren letzten Krankenbesuch (beiläufig in den letzten drei Tagen) machte, war sie außerordentlich erschüttert. Beim Weggehen begleitete ich sie bis an den Wagen.

Tiefgerührt empfahl sie mir die zärtlichste Sorgfalt für den kranken König, mit der gnädigen Versicherung, sie würde immer meiner Mühe und Theilnahme eingedenk bleiben. Nie bemerkte ich aus des Kronprinzen Betragen auch nur das leiseste Mißvergnügen über mich. Auch hat der König nie, so oft sich seine Familie bei ihm melden ließ, ihren Besuch abgeschlagen. Zuweilen äußerte er sich gegen mich, daß er nur deßwegen seine Familie nicht öfter rufen lasse, um ihr das schmerzhafte Gefühl seiner (in der That sehr großen) Leiden zu ersparen.

Ich weiß, daß mehrere Menschen erzählten, als ob der König durch mich abgehalten worden wäre, wenn sich ein Besuch aus der Königlichen Suite melden ließ, diesen anzunehmen. Ich betheure hierdurch, daß kein einziger dieser Besuche, der gemeldet worden, jemals abgewiesen wurde; und wenn es geschah, so war es ohne mein Wissen. Diese Beschuldigung ist um so falscher, weil ich selbst wünschte, daß mehrere Besuche zu ihm kämen, um ihn durch Zer-

streuung seine Leiden einigermaßen vergessen zu machen. Und welchen Vortheil hätte ich denn damit beabsichtigen können, die Königliche Familie von dem Kranken entfernt zu halten? Im Gegentheil wäre ja der Nachtheil davon augenscheinlich, weil ich mir dadurch die Ungnade des künftigen Thronfolgers zugezogen hätte, welche zu veranlassen gewiß nie mein Bestreben war.

Ich kann daher unmöglich glauben, daß dieses Gespräch zwischen dem Kronprinzen und dem Herrn v. Köckritz irgend eine Authenticität habe. Unmöglich kann ich einen edeln Kronprinzen, der mich mit der äußersten Anstrengung, und beinahe mit Aufopferung meiner Gesundheit, für die Pflege des Königs unermüdet beschäftigt sah, für fähig halten, meine Sorgfalt und Verehrung für seinen kranken Vater — aus Sohnesliebe — auf eine solche Art erwiedert zu sehen. Endlich kann ich auch nicht begreifen, wie der Verfasser diese Aeußerungen des Prinzen, die doch auf jeden Fall nur zwischen Ihm und dem Herrn v. Köckritz, und zwar ohne Zeugen vorge-

kommen seyn könnten, erfahren haben sollte. Dadurch ist selbst der Herr v. Köckritz beleidigt, der auch diese Art ein vertrautes Gespräch des Prinzen zur Publicität gebracht haben müßte, welches sich unmöglich annehmen läßt.

Was der Autor nun noch vom Kopfabschlagen hinzusetzt, widerlegt sich schon dadurch, daß ich meinen Kopf noch wirklich habe. Welche Macht auf Erden hätte wohl den König hindern können, das zu thun, was er als Kronprinz — wünschte?

Was das zweite Gespräch mit dem geheimen Kabinetsrath Menke betrifft, so habe ich bereits einen Theil desselben: „Vereicherung durch „Diebstahl," abgefertigt. Aber ein anderer schwererer Vorwurf bleibt noch übrig! Nach S. 55. nämlich bin ich das Weib, welches „den „Staat an die Engländer verkauft hat." Meine Gegner sind hier, wie öfters, unter sich selbst uneins; denn Herr v. Kölln sagt ausdrücklich,

ich sei nie von fremden Mächten bestochen gewesen. Welcher von beiden Theilen hat denn nun Recht? Bei dem verläumdungslustigen Publikum unstreitig derjenige, der von mir das Schlimmere sagt; bei dem wahrheitsliebenden Publikum hingegen werde ich, so Gott will, Recht behalten, sobald man mich nur hören will.

Zuvörderst ist es auch nur denkbar, daß, wenn die strenge Kommission, die nach des Königs Tode über mich niedergesetzt wurde, auch nur das Geringste von Landesverrätherei entdeckt hätte, ich so gelinde davongekommen wäre? Dann, dann konnte zum Kopfabschlagen, welches der Verfasser der Charakteristik so sehr zu wünschen scheint, Rath werden; und ich setze ohne das mindeste Bedenken hinzu, dann hätte ich auch verdient, den Kopf zu verlieren. Allein nie, nie ist von mir etwas gethan worden, wodurch ich mich gegen den Staat vergangen hätte! Um indeß dem Publikum einen Aufschluß zu geben, durch welchen Schein diese Anklage ent-

standen seyn kann, erzähle ich hier etwas öffentlich, was ich zu seiner Zeit blos einigen vertrauten Freunden mittheilte.

Kurz vor dem Baseler Frieden, im Jahre 1795, ehe ich nach Italien ging, erhielt ich von dem Lord Heinrich Spencer, Englischem Gesandten am Preußischen Hofe, mit dem ich zuvor nur in so fern in Bekanntschaft stand, als ich ihn in einigen Gesellschaften, nur sehr selten bei mir, sah, ein Billet, worin er mich um eine Unterredung in einer wichtigen Angelegenheit ersuchte. Ich ließ ihm durch den Ueberbringer die mündliche Antwort sagen, daß ich ihn an demselben Tage, Abends zwischen 7 und 8 Uhr, bei mir erwarte. Er kam zur bestimmten Stunde, und nach einigen gleichgültigen Gesprächen, wandte er sich zu dem ungleich wichtigern Gegenstande: daß er wisse, der König wolle mit Frankreich Friede schließen! Er stellte mir den Schaden, der daraus für den Preußischen Staat entstehen könnte, sehr dringend vor, sprach von mehrern Millionen Piastern, die England dem

Preußischen Hofe jährlich an Subsidien bezahlen wolle, und ließ sich dabei in eine weitläufige Auseinandersetzung der Gründe ein, die aber seit dieser Zeit meinem Gedächtnisse entfallen sind. Meine Antwort war, daß ich nicht absähe, wie ich zu dieser Sache gezogen würde; nie hätte ich mich in Staatssachen gemischt, und würde diesem meinen Grundsatze immer treu bleiben! Der Lord fuhr dennoch fort, zu reden, und bat mich endlich, ich möchte ihm bei dem Könige nur eine einzige Stunde Audienz, jedoch ohne Beiseyn der Minister, verschaffen, und zugleich seinen Vortrag, daß der König keinen Frieden schließe, unterstützen. Im Falle ich dieses bewirkte, habe er von seiner Regierung Ordre, mir 100,000 Guineen als eine Erkenntlichkeit dafür auszuzahlen, die mir um so willkommener seyn müßten, weil ihm bekannt sei, daß der König für mein künftiges Schicksal noch nicht gesorgt habe! Ich könnte bei der Annahme um so weniger Bedenken tragen, weil sein Vortrag selbst zum Besten des Preußischen Staats ge-

reichte. — Dieses große Anerbieten machte mir dessen Absicht um so verdächtiger! Meine Empfindlichkeit wurde rege, und ich antwortete: ich könne nicht begreifen, wie Mylord auf den Gedanken gerathe, sich in dieser Sache an mich zu wenden, und mir Anträge zu machen, wozu ich durch mein stetes Betragen niemanden berechtigt hätte! Ich würde zwar dem Könige seinen Wunsch um eine Audienz, zugleich aber auch seinen mir gemachten Antrag hinterbringen. — Den folgenden Tag erzählte ich dem Könige wörtlich die mit Lord Spencer gehabte Unterredung. Der König lächelte, und sagte: er würde ihm Audienz geben, gleichwohl aber thun, was bereits beschlossen sei. — Ob diese Audienz nun wirklich statt fand, weiß ich nicht, aus dem sehr triftigen Grunde, daß ich mich ganz und gar nicht darum bekümmert. Das aber weiß alle Welt, daß der Baseler Friede wirklich zu Stande kam: ein sicherer Beweis, daß der Gesandte mit seinem Gesuche nicht durchgedrungen ist. Das, das ist mein „Verkauf des Staats an

„England;“ das sind die 100,000 Guineen, von denen ich — gehört, aber nicht eine einzige gesehen habe.

Folgende schon frühere Anekdote ist nicht weniger wahr, ob ich gleich hier keine Namen nennen, und keine Zeugen stellen kann. Der einzige Zeuge war der verstorbene König selbst! Eines Tages, kurz vor Ausbruch des französischen Krieges, schickte er mir versiegelt einen großen Bogen zu. Ich erbrach, und las eine ganze Partie Namen, große und unbedeutende, mit Beifügung von Geldsummen und Güthern, die ihnen geboten werden sollten. Endlich kam auch mein Name vor, und es hieß von mir ganz kurz: Quant à la Ritz, ne vous donnez pas de la peine, elle est incorruptible. Aufrichtig gesagt, ich konnte aus dem Ganzen nicht recht klug werden, bis mir der König den Schlüssel dazu gab. Es war eine aufgefangene französische Depesche an den damaligen Gesandten in Berlin, um durch alle mögliche Mittel den Krieg gegen Frankreich zu verhindern. Ich nenne keine Na-

men, glaube auch gar nicht, daß die Bestechung bei irgend jemandem gelungen wäre, wie denn wirklich bald darauf der französische Krieg ausbrach. Aber genug, der König hatte eine große Freude darüber, daß mir ein so authentikes Zeugniß der Unbestechlichkeit gegeben worden war. — Ob nun wohl, nach zwei solchen Thatsachen, meine eignen Landsleute endlich einmal aufhören werden, mich zur Landesverrätherin zu machen? —

Doch der Verfasser der Charakteristik hört immer noch nicht auf, mich zu schmähen, und greift mich S. 56. von neuem auf einer äusserst empfindlichen Seite an. „Der Prinz (so „erzählt er jetzt selbst in eigner Person) war „wegen des Stolzes und Uebermuthes, womit sie „der Königin Mutter begegnete, so sehr ge„gen sie entrüstet“ — Sie ist nicht mehr, diese edle, ehrwürdige Frau! Lebte sie noch, sie würde die Erste seyn, die dieser schändlichen Ver-

läumdung widerspräche. Weit entfernt, ihr mit Stolz und Uebermuth zu begegnen, wozu nur eine Wahnsinnige fähig gewesen wäre, fühlte ich gegen sie nichts als Liebe und Verehrung; und nur der Abstand ihres hohen Ranges war das einzige Hinderniß, mich ihr mit der zärtlichsten Freundschaft zu nähern. Sie ihrerseits, weit entfernt, mich ihrer Gnade für unwürdig zu halten, kam oft zu mir nach Charlottenburg, und hielt sich viele Stunden bei mir auf, bei welcher Gelegenheit ich tausend Beweise ihrer Herablassung und ihres Wohlwollens erhielt. Ihr Oberhofmeister, Graf Sayn von Witgenstein, brachte mir die erste frohe Botschaft, daß sich diese edle Königin für mich habe malen lassen. Nach einiger Zeit kam wirklich dieses Porträt mit einer Estafette nach Pyrmont an den König, um es mir dort zuzustellen, welches auch geschah. Schon einige Zeit zuvor erhielt ich aus der Königin eignen Händen einen Ring mit der Devise: Gage d'amitié. In der Folge schickte sie mir zum Andenken Braceletten, mit der Devise:

Donné par amitié. Das Porträt besitze ich, leider! nicht mehr; den Ring und die Braceletten aber habe ich noch, und verehre in diesen das Andenken einer erhabenen, gefühlvollen und tugendhaften Königin. Besäße ich noch jene Briefe, welche sie öfters in vertrautem Tone an mich schrieb, so würde ich diese Beschuldigung augenscheinlich widerlegen können; allein ich habe sie zu meinem größten Schmerze nicht mehr in meinen Händen!

Es bleibt mir nun (Gottlob!) mit dem Verfasser der Charakteristik nichts weiter abzuthun übrig, als mein eigenes Gespräch mit dem Herrn General von Zastrow. Dieses ist von einem Ende zum andern — wie soll ich sagen? — erlogen, oder fingirt. Ich habe diesen Mann, so viel mir erinnerlich ist, nur zweimal in meinem Leben gesehen: das erstemal bei dem Geheimerath Schulz, wo ich zum Mittagsbrod gebeten war; das anderemal, vielleicht

sechs Jahr hernach, nahm mich der König zu einem Diné bei dem General Bischofswerder, auf dem Landguthe Marquard, mit, wo Herr und Frau von Zastrow gegenwärtig waren. Ich berufe mich auf Ihn selbst, ob jemals eine nähere Bekanntschaft zwischen uns statt fand, so daß also das ganze Gespräch zu einer bloßen Legende herabsinkt. Auch widerspreche ich manchen Gesinnungen, die mir hier in die Seele gelegt werden, laut und öffentlich. Ich war auf der einen Seite nicht stolz genug, um sagen zu können, daß mit dem Tode des Königs mein Reich zu Ende sei: weil ich nie weder ein Reich besaß, noch darnach strebte; auf der andern Seite war ich wieder zu stolz, um sagen zu können, der König habe mich aus dem Staube gezogen: denn die Tochter eines Künstlers, der an einer Königlichen Kapelle steht, ist, dünkt mich, schon merklich über den Staub erhoben.

Ich will indeß nicht in Abrede seyn, daß zwischen mir und einem andern Manne wirklich ein Gespräch vorgefallen, welches mit obigem ei-

nige Aehnlichkeit hat. Ungefähr vier Wochen vor des Königs Tode speiste der Minister Haugwitz bei Ihm in Potsdam, und es war niemand dabei zugegen, als ich. Der König war an diesem Tage ungewöhnlich munter. Das Gespräch lenkte sich auf Kunstsachen, und Er äusserte den Wunsch, ich möchte dem Minister die unlängst aus Italien angekommenen Landschaften von Hackert, die oben im Konzertsaale standen, zeigen. Ich hatte nämlich bei meiner letzten Anwesenheit in Italien mit diesem Mahler eine pittoreske Reise gemacht, um Gegenstände zu Gemälden für den König zu wählen. Dies war der Grund, der ihn auf die Idee brachte, diese Landschaften dem Minister, der Italien ebenfalls genau kannte, zu zeigen. Nach Tische also gingen wir hinauf in den Saal. Wir sprachen Verschiedenes über diesen klassischen Boden, und ich versicherte ihn, daß diese Reise mit unter die glücklichste Zeit meines Lebens gehöre, ob ich gleich erfahren hätte, daß eben sie, so wie meine Vorstellung am Hofe, mir sehr viele

Feinde zuzöge. Nebenbei erzählte ich, daß ich von allen Seiten anonyme Briefe bekäme, mit der Warnung, ich würde nach des Königs Tode unglücklich werden. Ich versicherte hierauf, ich würde mir in jedem Falle alles gefallen lassen, was in der Folge geschehen könnte, weil ich mir nichts vorzuwerfen hätte, und auf die Gerechtigkeit des Kronerben rechnete. Der Minister antwortete, ich sollte an ein solches thörichtes Geschwätz nicht glauben, und fortfahren, dem Könige seinen traurigen Zustand durch meine Theilnahme und Pflege, wie bisher, erträglicher zu machen, indem ich gewiß nicht das Mindeste zu besorgen hätte!

So endete dieses Gespräch, und wir gingen wieder hinab in des Königs Zimmer. Sonst fiel mit Niemandem ein ähnliches Gespräch vor!

Da ich einmal bei dem Minister Haugwitz stehe, so ist es hier der Ort, mich über eine lange, ihn und mich betreffende Stelle eines

neuen, bisher noch nicht genannten Schriftstellers zu erklären. Dies ist der Herr Geheimerath Ephraim, in seiner Schrift: „Ueber meine „Verhaftung und einige andere Vorfälle meines „Lebens, Berlin 1807.“ Dieser Mann, den ich persönlich ganz und gar nicht kenne, gehört nicht eigentlich zu meinen Feinden; wenigstens nennt er mich — verhältnißmäßig sehr schonend — eine Frau, die zwar leichtsinnig und eitel, aber nie boshaft war. Er macht mich gewissermaßen zu seiner Unglücksgefährtin, und wälzt die Schuld von seinem und meinem Schicksale auf den Minister Haugwitz. Aber eben hierzu kann ich nicht stillschweigen, und muß ihm überhaupt in vielen Punkten geradehin alle Glaubwürdigkeit absprechen. Zuvörderst erzählt er, Haugwitz habe im Namen des Königs dem Feldmarschall Möllendorf befohlen, mich zu verhaften und sich meiner Papiere zu bemächtigen. Da ich in Potsdam arretirt, meine Papiere hingegen in Berlin, durch den Auditeur Pitschel und den Major von Lützow, in Beschlag genommen wurden, so

kann ich nicht wissen, ob und in wie fern der Feldmarschall dabei concurrirt hat oder nicht. Doch hieran liegt im Grunde wenig oder nichts; aber nun die Papiere selbst! Darunter sollen sich viele Billets von Haugwitz an mich gefunden haben, die nicht nur sehr schmeichelhaft und kriechend abgefaßt waren, sondern auch die geheimsten und vertraulichsten Gegenstände betrafen, insbesondere, daß Graf Haugwitz selbst der unbekannte, geheime Obere der Geisterbeschwörer war. Diese geheimen Papiere soll der Feldmarschall dem Grafen Haugwitz, der sie gern zurückgehabt hätte, vorenthalten und unmittelbar dem Könige überliefert haben: daher denn die Feindschaft von Haugwitz gegen Möllendorf! — Zu allem diesem kann ich nicht anders als mit Crebillon ausrufen: Ah, quel conte! Die simple Wahrheit ist, daß ich den Minister Haugwitz erst das letzte Jahr vor des Königs Tode kennen lernte, und zwar bei der Gelegenheit, als der Ehecontract meiner Tochter, der Gräfin von der Mark, mit dem Grafen Stolberg ge-

schlossen wurde, wobei Haugwitz als Zeuge und Vormund erschien. Von dieser Zeit an war er zwar oft in meinem Hause, auch ich zuweilen in dem seinigen bei einem Diné; und ich gestehe, daß ich ihn sehr gern sah, weil er ein sehr feiner und angenehmer Gesellschafter ist. Aber in eigentlicher Korrespondenz habe ich nie mit ihm gestanden! Ich erinnere mich nur einiger unbedeutender Billets von wenig Zeilen, die ungefähr darauf hinausliefen, daß er sich auf einige Austern zum Abendbrod bei mir einlade, wobei also alle Schmeichelei und Kriecherei wegfiel. Von geheimen Ordenssachen — auch nicht eine Sylbe; der Minister mußte besser wissen, daß ich dafür ganz und gar keinen Sinn habe. — Doch Herr Ephraim breitet sich nun auch über unsere mündlichen Unterredungen aus. Er läßt den Minister sagen, er habe meine Freundschaft kultiviren müssen, damit er Alles anführe, was zwischen dem Hochsel. Könige und mir vorginge. Ich muß dem Minister das Zeugniß geben, daß er sich bei mir nie nach irgend etwas, den Kö-

nig betreffend, erkundigt hat, als nach seiner Gesundheit, die, nächst den Aerzten, niemand besser wissen konnte als ich. Auch halte ich den Minister wiederum für zu klug, um mich über wirklich geheime Dinge ausholen zu wollen, wo er die, meinem Geschlechte beigelegte Schwatzhaftigkeit, sicher vermißt haben würde. Endlich will nun auch Herr Ephraim die wahre Absicht wissen, warum der Minister gegen mich so geschmeidig gewesen: nämlich blos, um durch mich den schwarzen Adlerorden zu erhalten. Hinterher aber, nachdem er ihn erhalten, soll er sich dessen geschämt, und es unter seiner Würde gehalten haben, einer solchen Person den Orden zu verdanken: daher denn mein Sturz! — Der Herr Geheimerath wird vermuthlich die äußerst scharfe Kritik über seine Schrift in dem Journale, die Lichtstrahlen, gelesen haben. Ich habe sie auch gelesen, und war auf gutem Wege, mit ihm Mitleiden zu fühlen; aber bald werde ich glauben, daß ihm nicht zu viel geschehen. Welch ein erbärmliches Deräsonnement!

Führt denn Herr Ephraim immer solche Gebäude auf, die ganz und gar keinen Grund haben? Ich für meinen Theil bekenne hierdurch öffentlich, daß ich an dem schwarzen Adlerorden von Haugwitz auch nicht den allerentferntesten Antheil habe. Ich weiß nichts mehr und nichts weniger, als daß er ihn vor des Königs Tode erhielt; daß der König ohne alle fremde Eingebung ausnehmend mit ihm zufrieden war; daß auch die Nation, vor dem allgemeinen Unglück, den Namen Haugwitz schätzte, und daß folglich nichts natürlicher war, als diese öffentliche Anerkennung seines Verdienstes. Seine nachmalige Scham und Reue kann also unmöglich statt gefunden haben, und folglich auch nicht mein Sturz durch sie! —

Von dem Geheimerath Ephraim komme ich nun wieder zu dem Kriegsrath von Kölln. Jener erzählt blos von Briefen an mich, worin der unbekannte geheime Obere ganz klar bezeichnet

war; dieser führt S. 95 der Vertrauten Briefe ganz wörtlich einen Brief von mir an den König, datirt von Pyrmont, an, worin ich einen Mann charakterisire – „bei Jahren, viel Würde im Aeußern, verschlossen, mit feurigem Auge und einem tiefen Beobachtungsgeiste.“ Der König antwortet mir darauf: „Das ist einer von den geheimen Obern, geh zu ihm und frag: ob ich mit Frankreich wieder Krieg anfangen solle oder nicht?“ – Unglücklicherweise ist der Sonderling abgereist. In Pisa aber treffe ich ihn wieder, und nun sagt mir der Sonderling: „Melden Sie Ihrem Herrn und Könige, er solle um Gotteswillen keinen Krieg mit Frankreich anfangen, in ihm läge der Untergang seines Hauses.“ Diesen Rath befolgt der König, und die Folge davon ist, daß Bonaparte nun ruhig seinen Sieg bis vor die Thore von Wien tragen kann. –

Welche neue, für mich selbst unerhörte Dinge! Nunmehr verstehe ich vollkommen, was das Sprichwort sagen will, daß jemand lügt – als

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

wenn es gedruckt wäre! Beträfe diese hier erzählte Begebenheit eine andere Person als mich; wäre es mir bekannt, daß sie wirklich in Pyrmont und Pisa gewesen, daß sie mit dem Könige correspondirt, daß der König auch in geheime Ordensgeschichten verflochten gewesen: ich würde ohne Bedenken auch alles übrige glauben, da ja hier die Original-Dokumente buchstäblich mitgetheilt werden. Und doch — und doch — ist das Publikum, wie so häufig, hintergangen, und der Autor hat ihm einen, auf einige historische Data gebauten Roman, für lautere Wahrheit verkauft. Zu dem Ende gebe ich dem Publikum nur folgende drei Punkte zu bedenken!

Erstlich, ich räume ein, ich war in Pisa, und hielt mich dort sogar vier Wochen auf. Bei dieser Gelegenheit wird es nicht überflüssig seyn, zu sagen, daß Pisa eigentlich der Hauptzweck meiner Reise nach Italien war. Meine Gesundheit nämlich war um diese Zeit gänzlich zerrüttet, und ich eine Kandidatin des Todes. Der Geheimerath Brown stellte über mich das

Gutachten aus, daß ich nicht anders genesen könne, als durch die Bäder von Pisa, deren Heilkraft von mehrern Italienischen Aerzten, Cocchi, Bianchi, Mesny ꝛc. auseinandergesetzt worden. Der gütige König, der mein Leben erhalten wollte, setzte diese Reise fest; ich gebrauchte die Bäder von Pisa, fügte nachmals die Seebäder von Neapel hinzu, und genas. Ein überzeugender, mir sehr schmeichelhafter Beweis hiervon ist folgender Brief, datirt Berlin den 16ten März 1796, den der Geheimerath Brown mir nach Italien schrieb:

Madame,

Je suis reconnoissant, on ne peut l'être plus de la Bonté que Vous avez eue de penser à moi en demandant de mes Nouvelles, occupée comme Vous êtes du grand Monde et des Scenes ravissantes d'Italie. Soyez persuadée, Madame, que Personne à Berlin s'est interessée plus vivement que moi pour que vôtre Voyage produisit tous les bons

Effets que j'en avois augurée, et c'est avec la plus grande satisfaction que j'ai appris que vôtre Santé a beaucoup gagne. Je priois Monsieur Steinberg de me faire sçavoir quand un Courrier devroit partir afin que je saisisse cette occasion pour Vous en faire mes felicitations. Ose-je me flatter, Madame, que le Tems n'est pas bien éloingé quand je pourrai Vous assurer de bouche de cet attachement sincère et respectueux que je Vous ai voué pour la Vie? En attendant j'ai l'honneur de me dire avec les sentiments de la plus parfaite Estime et de la plus vive Reconnoissance etc.

Also eingestanden, ich war in Pisa: aber wann? Im Oktober 1795! In Pyrmont war ich ebenfalls, mehr als Einmal: aber wann? Schon aus dem obenangeführten Briefe von Curtons erhellt, daß ich nach meiner Rückreise aus Italien im Jul 1796 nach Pyrmont ging, und grade diesen meinen dortigen Aufent-

halt muß Herr v. K. meinen. Wie kann nun wohl, nach seiner Behauptung, eine Geschichte von mir, welche es auch sei, in Pyrmont anfangen und in Pisa enden, da es gerade umgekehrt hätte seyn müssen?

Zweitens — daß ich mit dem Könige correspondirt, oft und viel correspondirt, ihm auch von Italien aus mein Reise-Journal geschickt: wie könnte, wie sollte ich das läugnen, da ja alle diese Briefe bei der Beschlagnahme meiner Papiere gefunden worden? Aber nur — wie sonderbar! — gerade von Pyrmont aus correspondirte ich diesesmal mit dem Könige gar nicht, aus dem sehr starken und überwiegenden Grunde — weil Er selbst in Pyrmont anwesend war.

Endlich drittens, gesetzt auch, ich hätte von hier aus an den König geschrieben, wie hat es der Herr v. K. wohl angefangen, zu des Königs und meinen Briefen zu kommen? Ich habe keinen Begriff davon, wie ich es anfangen wollte, mich eines Briefes des Herrn v. K. zu bemäch-

ligen: sollte denn bei der Correspondenz mit einem Könige nicht eben diese, und wohl noch eine höhere Sicherheit stattfinden? Wenn ich nun, wie ich hiermit thue, diese ganze Correspondenz über den unbekannten Obern als nichtexistirend erkläre: womit will Herr v. K. die Authenticität derselben beweisen? Und kann er es nicht, welches unstreitig der Fall ist, was ist er dann? Eins von beiden: entweder ein Verfälscher, oder der Betrogene eines Verfälschers, der eigentlich, um eines einzigen solchen Fehltritts willen, alle Glaubwürdigkeit verlieren sollte, welches aber bei einem großen Theile des Publikums leider der Fall nicht ist. — Ob übrigens in meiner Correspondenz mit dem Könige etwas von bekannten oder unbekannten Obern gestanden hat, das wissen, außer mir, nur allein die, denen die Untersuchung meiner Papiere aufgetragen wurde. Mir war diese Correspondenz immer ein Heiligthum; und ich kann nicht glauben, daß diese Männer sie so profanirt haben sollten, um dem Herr v. K. daraus Arti-

kel für seine Vertrauten Briefe mitzutheilen. —

Genug davon! Da aber einmal durch Herrn v. K. das Kapitel Pisa (also überhaupt Italien) — Pyrmont — und die Riezin, die zur Gräfin Lichtenau emporgehoben ist, in Anregung gebracht worden, so will ich hierüber dem Publikum, ohne weitere Rücksicht auf ihn, einige Wahrheiten mittheilen, und einige andere Gegner widerlegen.

Es hat der Verläumdung nicht genügt, mich blos, fast über jeden Schritt, den ich in Deutschland that, anzufallen; auch nach Italien hat sie mich verfolgt. In einer Schrift vom Jahr 1800, die den Namen einer Biographie von mir führt, aber eben diesen Namen schändlich besudelt, steht buchstäblich folgende Geschichte: „Einer ihrer Lieblinge, der Castrat Con„cialini, hatte Eltern in Italien, die Madame „Rietz zu besuchen beschloß. Als eine Unbe-

„kannte betrat sie das Haus dieser Eltern. Ha„ben Sie nicht einen Sohn in Lichtenau (Ber„lin)? fragte sie. Ja, war die Antwort. Un„terstützt er Sie denn nicht? Ach nein! erwie„derten die Eltern, er hat selbst kaum zu leben, „der Graf (König) soll alles an eine feile Crea„tur, die Rietzin, vergeuden, und da bleibt „für andere nicht viel übrig. Sie verbiß den „Aerger über diese Antwort, und Rache kochte „in ihrer Brust. Durch ein Geschenk verschaffte „sie sich nun die Briefe des Concialini, die „ihr die unbesorgten Eltern gutmüthig überreich„ten. Diese Briefe schickte sie an den Grafen „(König) ab. Concialini erhielt einen der„ben Verweis, und verlor einen beträchtli„chen Theil seines Gehalts, der nun seinen El„tern zufloß."

Es thut mir leid, eine unangenehme Wahrheit entdecken zu müssen; aber meine Ehre fordert es! Der Sänger Conciliani war vormals fast täglich in meinem Hause. Ich bewunderte in ihm einen großen Künstler; ich sang oft und

viel mit ihm, und brachte auf diese Art manche Stunde sehr vergnügt zu. Gelegentlich erzählte er mir, daß seine Familie noch in Siena lebe, und daß er ihr jährlich 500 Rthlr. schicke. Diese Familie interessirte mich, und bei meiner spätern Reise durch Siena ersuchte ich den mich begleitenden Herrn v. Filistri, diese Familie aufzusuchen und sie mir bekannt zu machen, welches auch geschah. Ich besuchte sie, und fand Concialini's Bruder, einen Violinisten, samt seiner Frau und vier Kindern, und seiner blinden Mutter, in der dürftigsten Armuth. Die Mutter, schon viele Jahre des Augenlichts beraubt, der Sohn mit seiner Frau durch Noth und Kummer entstellt, die vier Kinder an Händen und Füßen erfroren, und mit Lumpen bedeckt — dies war die Familie, die ich in einer kleinen traurigen Wohnung, und beinahe mit den nöthigsten Bedürfnissen ringend, antraf. Ich bat sie Abends zu mir, unterhielt mich mit ihnen, und äußerte mein Befremden über ihre ungünstige Lage, indem ich doch wüßte, daß sie

durch den Kammersänger Concialini, ihren nächsten Verwandten, mit jährlich 500 Rthlr. unterstützt würden. Sie versicherten mich aber, daß sie von ihm, außer einigen kleinen unbedeutenden Summen, niemals etwas, viel weniger bestimmte 500 Rthlr. erhalten hätten. Auch antworte er ihnen schon längere Zeit auf ihre Briefe, worin sie ihn um Unterstützung anfleheten, gar nicht mehr! — Den folgenden Tag zog ich von dieser Familie nähere Nachricht ein, und erfuhr zu meinem Vergnügen, daß sie zwar äußerst arme, aber gute, redliche und fleißige Menschen wären. Vor meiner Abreise von Siena machte ich ihnen aus meiner eignen Börse ein Geschenk von mehrern Louisd'or, schilderte in einem Briefe an den König die Lage dieser unglücklichen Familie — ganz so wie sie war, und bat ihn, er möchte doch den Concialini, welcher einen so großen Gehalt hätte, zur Unterstützung seiner Familie anhalten. Der König, von diesem Briefe und der Billigkeit meiner Bitte tief gerührt, erfüllte meinen Wunsch. Ich erfuhr nachher,

Concialini sei in der Folge zu einer bestimmten jährlichen Abgabe von seinem Gehalte, zu Gunsten seiner leidenden Familie, angehalten worden.

So habe ich, indem ich eine Pflicht der Menschheit zu erfüllen glaubte, vielleicht einen Gegner mehr am Preußischen Hofe bekommen!

Eine andere und lange Rüge gegen mich stellt der Verfasser der Gallerie Preußischer Charaktere an, betreffend den Hofrath Hirt in Berlin. Bisher hatte er mich, gleichsam nur im Vorbeigehen, mit Lombard und Haugwitz geneckt, und ich habe darauf ebenfalls nur wenig Worte erwiedert; nunmehr müßigt er sich zu einem langen, methodischen Angriffe ab, der aber mehr gegen Hirt, als gegen mich gerichtet ist. Um desto unbefangener kann ich ihm Rede stehen, und ich will es — ganz ausführlich, wenn ich zuvor über diese Gallerie im Allgemeinen einige Gedanken geäußert haben werde.

Unter alle den Schriften, die seit dem Unglücke Preußens erschienen sind, und von denen ich freilich nur einen kleinen Theil kenne, hat keine auf mich eine so große Sensation gemacht, keine mich so tief erschüttert, als diese Gallerie. Diese Sensation würde ganz dieselbe gewesen seyn, wenn auch meiner darin mit keinem Worte gedacht wäre. Gütiger Gott, welch ein hochnothpeinliches Halsgericht wird hier, fast über alle hohe Preußische Staatsbeamte im Militair und Civil, gehegt, von denen nur wenige gleichsam mit einem blauen Auge davonkommen, die andern alle ohne Gnade verdammt und der öffentlichen Verachtung Preis gegeben werden. Am meisten hat auf mich der Artikel Louis Ferdinand Eindruck gemacht, und kaum habe ich es vermocht ihn auszulesen. Daß ich diesen Prinzen, in meiner damaligen Lage, gekannt habe, wird jeder mir leicht aufs Wort glauben. Allerdings war er ein Adamskind wie wir alle; zugleich war er, wie wenige, ein Genie, von dem es im Götz von Berlichingen sehr

wahr heißt: Wo viel Licht ist, ist viel Schatten! Aber wo ist nun bei dem Autor der Gallerie das Licht zu finden? Und welchen grellen Schatten hat er, wie noch Keiner, auf ihn geworfen! Nie kann ich glauben, daß der Prinz die Idee gehabt habe, die ihm hier beigelegt wird — eine Idee, die ich mich auch nur einmal nachzuschreiben scheue. Zu solch einem Buche hat, dünkt mich, nur ein höheres Wesen Recht, dem alles Irdische eitler Tand ist, und das zugleich mit untrüglichem Auge in alles Verborgene dringt, und dann freilich Dinge ans Licht ziehen könnte, die sich bisher noch niemand hat träumen lassen. Ist der Autor ein solches höheres Wesen? Ist ihm unter allen Sterblichen die Untrüglichkeit allein zu Theil geworden? Ich bin viel zu schwach, dies an Andern zu prüfen; aber an mir selbst vermag ich es. Ich werde daher dem Autor Schritt vor Schritt folgen; und wenn dieser Artikel, für die Unwichtigkeit des Gegenstandes, zu lang ausfallen sollte, so bitte ich die Leser, sich nur immer an den, ge-

wiß nicht unwichtigen Schluß zu halten: Wer über die Gräfin Lichtenau sich so mannigfaltig irren konnte, und wirklich geirrt hat, der kann es auch über den Prinzen Louis, und über alle die Männer, die die Gallerie aufstellt! —

Der Autor fängt S. 464. also an: „Als „die Gräfin Lichtenau nach Rom kam, hatte er „(Hirt) das Glück, ihr zum Führer zu die„nen.“ Ich übergehe es als eine Kleinigkeit, daß ich jetzt noch nicht Gräfin von Lichtenau war, sondern es erst hernach in Venedig wurde. Genug, mit dem Führer hat es seine gute Richtigkeit, und das Glück — wollen wir wenigstens zur Hälfte theilen. Auch war dieses Glück noch mit Ehre begleitet; denn es war der Prinz August von England, der mir Hirt als Führer empfahl. Und welch ein treff-licher Führer — und Lehrer war er mir! Ich bewahre noch, außer seinen nachmaligen größern Briefen, die kleinern Billets, die ich während dieses Zeitpunkts erhielt. Hier ist eins, ohne Datum:

„Gänzlich und von Herzen, jetzt und jeder „Zeit zu Ihren Befehlen bereit, werde ich um „die gegebene Stunde die Ehre haben zu Ihnen zu kommen, um dann nach dem Mittagessen die tour nach dem schönen Tivoli „(besonders da die Witterung so schön ist) „anzutreten. Das einzige, was ich beklagen „muß, ist leider! die Kürze der Zeit. Indessen werden wir suchen die gegebene Zeit „zu benutzen, um das Vorzüglichste in Augenschein zu nehmen. Es freuet mich Ihr „Entschluß, sich von der guten Angelica „(Kaufmann) mahlen zu lassen: Sie verdienen allerdings durch die Hand der Künstlerin der Grazien verewigt zu werden; und „die vortreffliche Künstlerin selbst wird gewiß „Ihr Bildniß mit der Liebe mahlen, als „wenn es das Meisterstück ihrer Kunst werden „sollte. — Aber — ich kann den Gedanken „nicht denken, daß Sie sich so früh von Rom „trennen sollten! Möchte doch Ihr guter Genius ein Besseres beschließen, um Ihren

„Aufenthalt so viel wie möglich in diesen Ge-
„genden zu verlängern, und mit Ihrer Gegen-
„wart zu beglücken

Ihren

gänzlich Ihnen ergebenen und treu-
herzigen, wahren Verehrer

Alons Hirt.“

Wie finge es wohl ein Weib von Sensibilität an, nicht nach und nach die wirkliche Freundin eines eben so artigen und gefälligen, als geschickten Mannes zu werden? — Der Autor fährt nun fort, und läßt Hirt, bei den großen Fortschritten der Franzosen in Italien, bange werden, und berechnen, daß sein Metier eine lange Zeit hindurch ins Stocken gerathen könnte: daher sein Entschluß, Rom zu verlassen und nach Deutschland zu gehen. — Ich besitze einen langen Brief von Hirt, worin er mir über seine ganze Lage in Beziehung auf Rom und Deutschland sein Herz eröffnet. Viel-

leicht theile ich ihn in der Folge noch mit; dann wird das Publikum das eigentlich Wahre der Sache sehen. Vor der Hand nehme ich blos das niedrige Wort Metier in Anspruch! Ein sogenannter Cicerone — in Rom zu seyn, wahrlich dazu gehört viel, und wohl wenig deutsche Stubengelehrte dürften dazu taugen. Das Erforderniß der alten und neuen Sprachen ist schon ein Großes; aber nun alle die Wissenschaften und Künste! Mag seyn, daß andere dies Werk blos mechanisch und stümperhaft treiben; darunter gehörte Hirt nicht! Ich erhielt von ihm jede Auskunft, die ich nur irgend verlangte. Selbst mit obigem Billet schickte er mir drei Risse von Altar-Gebäuden mit der dazu gehörigen Beschreibung, und besonders noch die Geschichte der vier großen Obelisken in Rom. Nur der, der Himmel weiß woher, stammende Haß gegen Hirt konnte hier das herabwürdigende Wort Metier eingeben! — Es heißt nun weiter: „Unterwegens stößt er auf die Gräfin von Lichtenau, die auch ihrer Seite Anstal-

„ten zur Rückreise macht.“ Allerdings bin ich im Jun 1796. zurückgereist, und zwar in Begleitung: des oft erwähnten Grafen Sayn von Witgenstein; seines Gesellschafters, des Marquis Marescotti; des Herrn von Filistri; der Demoiselle Chappuis, und meiner Dienerschaft. Diese zahlreiche Gesellschaft hat Augen genug: nun dann, sie mag sprechen, ob Hirt mit mir aus Italien abgereist, oder auch nur unterweges sich an mich angeschlossen hat? Ganz im Gegentheile reiste er erst im Spätherbste 1796., in dem Gefolge der liebenswürdigen Fürstin von Dessau, aus Italien nach Berlin. Das nächstfolgende nun, von meiner Bereitwilligkeit, ihn in mein Gefolge aufzunehmen — von seiner hübschen Figur — sinkt hierdurch zu bloßen Plattitüden, oder vielmehr Hämereien herab! — Endlich! „Man „kommt in Berlin an. Die Gräfin Lichtenau „benutzt ihren Einfluß.“ — — Doch wozu erst die ganze lange Stelle noch einmal abschreiben? Hier ist der wahre Hergang der Sache!

Nach meiner Ankunft in Potsdam mußte ich dem Könige von meiner Reise umständliche Erzählungen machen. Aus diesen, so wie aus den an den König regelmäßig eingeschickten Reise-Journalen, wurde ihm Hirt bekannt, und er äußerte den Wunsch, ihn kennen zu lernen. In Berlin besuchte mich Hirt öfters; nun aber wollte er eine Reise nach Weimar machen, und kam bei seiner Durchreise durch Potsdam zu mir, um sich zu beurlauben. Ich bot ihm ein Zimmer im neuen Garten, in den zu diesem Behufe leer stehenden Häusern, als Absteigequartier an, welches er auch bis auf den folgenden Tag, an dem er weiter wollte, annahm. Der König kam zu mir; ich erzähle ihm, Hirt sei hier, um nach Weimar zu gehen. Der König wünschte ihn zu sprechen, und ließ ihn noch denselben Abend zu sich ins Palais kommen. Als er sich einige Stunden mit ihm unterhalten, und Hirt den folgenden Tag zu seiner Abreise bestimmt zu haben äußerte, befahl ihm der König, er sollte noch nicht abreisen, weil er ihn morgen um

dieselbe Zeit sprechen wolle. Hirt kam also den folgenden Tag um die bestimmte Stunde zum Könige, bei dem ich ebenfalls war. Das Gespräch über den klassischen Boden dauerte abermals einige Stunden. Der König sagte, er besitze ebenfalls viele Antiquitäten, die aber erst in Ordnung gebracht werden müßten, um für Kenner und Liebhaber einigen Werth zu haben. Hirt beurlaubte sich endlich vom Könige, und nahm auch von mir förmlich Abschied. Sein, bei seiner Wohnung stehender Reisewagen war schon völlig gepackt und in Bereitschaft. Nach seinem Weggehen bemerkte der König, daß Hirt sehr schöne Kenntnisse in den Antiquitäten und in der Baukunst besäße, und daß dieser Mann für Berlin, wo sehr viel gebaut würde, von manchem Nutzen seyn könnte. Er wünschte ihn in seine Dienste zu nehmen; ich möchte ihm also zu wissen thun, daß er nicht abreise, weil er ihn den folgenden Tag noch einmal sprechen werde, um die Bedingungen mit ihm über seinen künftigen Beruf festzusetzen. Ich gab Hirten so-

gleich in einem Billet hiervon Nachricht; der König sprach ihn, und wurde mit ihm über die Bedingungen einig, welche mir aber gar nicht einmal erinnerlich sind. Das weiß ich nur, daß er als Rath bei der Akademie der Wissenschaften angestellt wurde. Nebenbei trug ihm der König auf — nicht seinem dritten, sondern seinem vierten Sohne, Prinz Wilhelm, in der Geschichte des Alterthums Unterricht zu ertheilen, weil dieser Prinz viel Anlage und Lust dazu zeigte. Dies war nur sein Nebengeschäft; denn er wurde von dem Tage seines Engagements an, und nicht erst späterhin, zum Rath ernannt, mit dem Beifügen des Königs, er würde sogleich Befehle geben, damit Hirt in seinem neuen Berufe nützlich seyn könnte.

So handelte der König als Fürst und Vater; ich war dabei nur ein entferntes Werkzeug. Wäre ich es ganz gewesen, ich würde mich dessen öffentlich rühmen, weil ich mit vielen Andern überzeugt bin, daß Berlin an ihm eine sehr gute Eroberung gemacht hat. Dies hat sich

in der Folge auch dadurch bestätigt, weil er unter der jetzigen Regierung auf seinem vorigen Posten, mit demselben Gehalte, geblieben ist, und so sehr in der Gnade des Königs und der Königin steht, daß er zuweilen von ihnen bedeutende Geschenke erhalten hat, wie die Zeitungen öffentlich meldeten.

Daß die Gelehrten-Republik von Hirt Notiz genommen, beweis't Meusels gelehrtes Deutschland, wo sich ein langer Katalog seiner Schriften findet, worunter auch eine Italienische, die in Rom herausgekommen. Aber freilich, in wessen Augen die ganze Berliner Akademie der Wissenschaften blos ein Hafen literarischer Krüppelhaftigkeit ist, für den muß nothwendig Hirt ein ganz unbedeutendes Wesen seyn!" Doch ich hoffe, er wird sich darüber zu trösten wissen; und ich schmeichle mir, daß selbst dieses öffentliche Bekenntniß meiner fortdauernden Freundschaft für ihn, etwas dazu beitragen wird.

In Venedig nun, und zwar im Mai 1796, ward, nach Herrn v. K. „die Riezin zur „Gräfin Lichtenau emporgehoben.“ Ich vermisse zu diesem Texte den Kommentar; doch Herr v. K. sparte ohne Zweifel seine Kräfte für das Folgende! Andere haben indeß hierüber genug radottirt, und eher alles andere gesagt, nur nicht die Wahrheit. Zuvörderst dann: hält mich denn wirklich jemand für so gar einfältig, nicht zu wissen, nicht zu ahnden, was diese Standeserhöhung auf mich für nachtheilige Wirkung haben mußte? Gesetzt, mein Verstand hätte dahin nicht gereicht, so hatte ich doch Freunde, wahre und einsichtsvolle, die mir mit ihrem Lichte zu Hülfe kamen. Einer derselben — sein Name soll in der Folge noch vorkommen — schrieb mir nach meinem Unglück: „Ich glaube, „daß wenn Sie nicht in den Grafenstand wären „erhoben worden, das Publikum nie würde auf„gehört haben, Sie zu schätzen und zu lieben. „Denn dadurch wurde der Stolz der Vor„nehmen beleidigt, und Sie bei solchen eben so

„verhaßt, als bei der Kaste, über die Sie sich „erheben, und deren Neid dadurch erweckt „wurde.“ Vollkommen wahr! Aber wie hätte ich es nun wohl anfangen sollen, dem gefährlichen Titel einer Gräfin auszuweichen? Der König schickte mir das dazu gehörige Diplom durch meinen Bruder, den Stallmeister, nach Venedig; der König, sage ich — einerseits mein Freund, mein Wohlthäter, aber auch eben so sehr mein gebietender Herr. Lange genug hatte ich mich geweigert; lange genug diese Ehre auf eine sanfte Art von mir geschoben: nun konnte und durfte ich es nicht länger! Kurz nach seiner Thronbesteigung äußerte der König schon verschiedenemal den nämlichen Wunsch. Der nicht weit zu suchende Grund davon war kein anderer, als weil er es für unschicklich, für unnatürlich hielt, daß eine Mutter, deren Kindern schon bei ihrer Geburt dieser Rang beigelegt worden, ihn nicht ebenfalls genießen sollte. Immer aber machte ich dagegen Einwendungen, weil ich die daraus entspringenden Unannehmlichkeiten schon im Geiste

sah; und es ist mir in der That lange genug damit geglückt. Da ich aber bei meiner Anwesenheit in Italien dem Könige einen Heirathsvorschlag für meine Tochter, die Gräfin von der Mark, mit dem Lord Hervey, dem Sohne von Mylord Bristol, machte (der aber in der Folge nicht zu Stande kam); so gab er mir, in mehrern Schreiben, seinen bestimmten Entschluß, mich zur Gräfin zu creiren, zu erkennen; und ich hörte nun auf, mich zu weigern. — Wo bleibt nun wohl die mir so oft und so bitter vorgeworfene Eitelkeit, Ehr- und Titelsucht? Ist man eitel, wenn man endlich, durch die Umstände gedrungen, einen höhern Charakter annimmt, den man vor beinahe zehn Jahren schon haben konnte? Und sollte ja etwa ein Zweifel über die hier erzählten Umstände entstehen, so enthält das Diplom selbst, welches ganz deutlich auf Pergament zu lesen ist, einen für mich ganz laut sprechenden Beweis. Es ist nämlich schon drei Jahr früher ausgefertigt, laut folgender buchstäblicher Unterschrift:

„So geschehen und gegeben in Unserer Königli-
„chen Residenz-Stadt Berlin den 28ten Tag
„Monaths Aprilis nach Christi Unsers Herrn
„Geburth im Eintausend Sieben Hundert Vier
„und Neunzigsten und unserer Königlichen Re-
„gierung im Achten Jahre.“ Also drei Jahr
lag dieses Diplom völlig unausgefertigt da: war-
um machte ich es denn nicht eher geltend, wenn
meiner Eitelkeit daran gelegen war?

Die Standeserhöhung selbst halte ich demnach
meinerseits für vollkommen gerechtfertigt; nun
entsteht aber die Frage: wie habe ich mich nach
derselben betragen — betragen gegen den Hof
und die große Welt — betragen gegen die Welt,
zu der ich bis dahin selbst gehörte? In die er-
stere konnte ich unmöglich Ahnen und Stamm-
baum mitbringen; diesen Makel mußte ich also
nothwendig bis ins Grab tragen. Aber wie ha-
be ich mich sonst benommen? Ist es insbeson-
dere wahr, was der Herr v. K. S. 125 mit sei-
ner giftigen Feder schreibt:

„Man kann sich leicht vorstellen, daß das

„kronprinzliche Haus im letztern Regierungs-
„Jahre Friedrich Wilhelms des II.
„einen natürlichen Abscheu vor den Umgebun-
„gen des Königs haben mußte. Dieser traf
„vorzüglich die Gräfin Lichtenau, welche seit
„ihrer Vorstellung bei Hofe alle Prinzen des
„Hauses, selbst die Königin, mit Hochmuth
„behandelte.“ —

Einen Theil dieser Lästerung, die Königin-Mutter betreffend, habe ich bereits gegen den Verfasser der Charakteristik widerlegt; es bleibt mir also nur noch das damalige Kronprinzliche, jetzt Königliche Haus übrig. Hier sei es mir erlaubt, nur eine einzige Anekdote anzuführen!

Am dritten August 1797. wurde zu Pyrmont auf Veranstaltung des Verstorbenen — des jetzigen Königs Geburtstag gefeiert. Zu diesem hohen Tage machte ich ein kleines Gedicht: zwar ohne poetischen Werth, aber herzlich gemeint, und eigentlich an Beide gerichtet. Während des Soupé's stand ich von der Tafel auf, und sang

dieses Gedicht, in Begleitung eines Französischen Kavaliers, im Speisesaale. Inzwischen wurde die Tafel aufgehoben, und ich ging nach geendigtem Gesange in den daran stoßenden Saal. Der Kronprinz kam mir nach, und dankte mir in den verbindlichsten und huldvollsten Ausdrücken, ohne auch nur die entfernteste Abneigung gegen mich zu zeigen. Das Gleiche gilt von der jetzigen Königin Majestät, als Kronprinzessin. Sie hat sich jederzeit, bei vorfallenden Hoffesten, so wohlwollend und herablassend gegen mich gezeigt, daß es nicht denkbar ist, wie ich es an der ihr gebührenden hohen Achtung hätte können fehlen lassen. Die Gräfin Haak, an die mich der König ganz besonders empfahl, mag und wird zeugen, wie nach der Vorstellung am Hofe mein Betragen daselbst war. Wahrlich, sie würde mir nicht ihre mir so schätzbare Freundschaft geschenkt, mir nicht solche zärtliche Briefe geschrieben haben, die ich noch bis diesen Augenblick verwahre, wenn ich der Empfehlung des Königs an sie Schande gemacht hätte.

Was den Bürgerstand anbetrifft, zu dem ich ursprünglich gehöre, so habe ich ihn, als neue Gräfin, nie auch nur im geringsten verkannt und zurückgesetzt. Freilich mußte ich die einmal hergebrachten Convenienzen und Gränzlinien beobachten, und konnte die verschiedenen Stände nicht, gegen alle Etiquette, durch einander mischen; das aber wird mir doch hoffentlich kein Vernünftiger als Stolz anrechnen, da es ganz und gar nicht von mir abhing! Uebrigens fodere ich alle meine damaligen Freunde und Bekannten aus dem Bürgerstande auf, zu sagen, ob mein Betragen gegen sie sich auch nur im mindesten verändert.

Bei Gelegenheit von Pyrmont haben — zwar nicht der Herr v. K., aber doch andere Schriftsteller, geäußert und gespottet, daß diese ganze Grafschaft für mich gekauft werden sollen. Möchten sie aber auch nur das Ganze dieser Geschichte gewußt haben! Ich läugne nicht, daß ein Plan dieser Art existirt hat. Das Publikum

würde sich wundern, wenn es sich sagen ließe, welcher deutsche Fürst diesen Plan sehr angelegentlich betrieb; eigentlich nicht um meinetwillen, sondern seines eigenen Vortheils wegen. Die Sache kam aber nicht zu Stande, weil — ich eine uneigennützige Thörin war; weil ich nicht that, was tausend Andere an meiner Stelle gethan hätten! Mir schwindelte vor einer solchen Höhe; es machte mir weniger Vergnügen, ein so großes Geschenk anzunehmen, als das Lob und die Zufriedenheit des Königs dafür zu erhalten, daß ich es standhaft ausschlug. Beides war, wie gesagt, thöricht, und ich gebe mich deshalb völlig überwunden. Ich hätte die Höhe nur keck besteigen sollen; der Schwindel würde schon vergangen seyn, und ich stünde jetzt — wenigstens so fest, wie irgend etwas im deutschen Reiche steht.

Die Verläumdung hatte mich nach Italien verfolgt; in Deutschland zischte mir ihre Natterzunge von neuem entgegen. Es existirt eine

Schrift, die ich nie mit Augen gesehen, betitelt: Das gepriesene Preußen. Gegen diese erschien die vor mir liegende „Gründliche „Widerlegung des vor kurzem erschienenen „Werkes: das gepriesene Preußen. — „Von einem ehemaligen Königl. Preuß. Beamten rc. 1804.“ Die, wie es scheint, patriotische Absicht des Verfassers, die Regierung gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen, ist an sich untadelhaft. Aber wer widerlegen will, wer sogar öffentlich, und mit dem ersten Worte eine gründliche Widerlegung ankündigt, der muß auch der Thatsachen von allen Seiten gewiß seyn. Sündigt er von neuem gegen die Wahrheit, so ist er ja um kein Haar besser, wie der Sünder, gegen den er zu Felde zieht; und der gründliche Widerleger bedarf abermal einen gründlichen Widerleger. Dieser Fall tritt hier ein! Obiger Autor erzählt S. 109, mit der völligen Miene der Zuverlässigkeit: „Wie „(eigentlich Nachdem) die Gräfin Lichtenau, „alias Rietzen, des verstorbenen Königs Ma-

„jestät dahin zu bringen gewußt hatte, den Ta-
„backshandel den Kaufleuten wiederum abzuneh-
„men, und eine Administration zum Betrieb
„dieses Handels für Königliche Rechnung zu eta-
„bliren — ihre Kapitale aber bei diesem Fonds
„mit 8 Procent zu nutzen.“

Ist je etwas grundloses geschrieben worden, so ist es dies! Die Tabacksferme wurde gerade während meiner Abwesenheit in Italien wieder eingeführt. Erst nach meiner Zurückkunft erfuhr ich, unter andern Veränderungen, die sich inzwischen zugetragen, auch diese. Einstmals kam der schon früher erwähnte Herr Cohen, der, nach seiner Aeußerung, sehr wohl wußte, auf welchem Wege die Tabacksferme erneuert worden, zu mir, mit der Bitte: ich möchte doch dem Könige den Ruin so vieler Familien, die sich diese Zeit über damit ernährt, vorstellen, und den vorigen freien Handel mit Taback zu bewirken suchen, wodurch er selbst wieder zu seinem bisherigen bedeutenden Tabackshandel gelangen würde! Meine Antwort war, daß ich mich

in dergleichen Dinge nie mische, und daß es von meiner Denkungsart ganz entfernt sei, den König zu Abänderungen in seinen einmal gemachten Einrichtungen zu bewegen. Dabei blieb es nun, und ich dachte nicht weiter daran! Kurze Zeit darauf kam Herr Baron von Constant, Volontair bei den Gensd'armes, zu mir, und zeigte mir an, er habe so eben ein an meine Gartenmauer angeschlagenes Pasquill gelesen, worin man mich der Wiedereinführung der Tacksferme beschuldigte. In dem Bewußtseyn meiner Unschuld lachte ich dazu! Denselben Mittag speiste eben dieser Baron von Constant in der Stadt Paris, in Gesellschaft vieler Fremden und Einheimischen. Man sprach bei Tische von der Tabacksferme, die durch mich eingeführt worden sei, um dabei einige 100,000 Rthlr. zu höhern Zinsen anzulegen. Constant, der wohl wußte, daß ich damals noch kein eignes Vermögen besaß, woraus ich Niemand ein Geheimniß machte, widersprach als ein biederer Schweizer diesem Lügengewebe, mit dem kräftigen Ausrufe:

Ein H---t, der dies sagt, ohne es zu beweisen! Er wisse besser, fuhr er dann weiter fort, daß ich keine einzige Actie besitze; daß aber andere sehr große Personen im Staate solche besäßen, welches er, wenn man es verlange, beweisen wolle! Nach Tische kam er zu mir, und erzählte den Vorfall in jedem edeln Eifer, welcher immer den Redlichen für die Wahrheit begeistert! Ich dankte ihm für diesen Antheil, und für seine Widerlegung dieser Verläumdung. Hinterher sehe ich nun erst ein, daß dieses Lügengewebe, welches ich damals nur für vorübergehend hielt, in der Absicht verbreitet und auch noch späterhin fortgesetzt wurde, um mich dem Publikum nach und nach als eine niedrige Egoistin darzustellen, die nur auf ihre Bereicherung denkt, und für das Wohl und Wehe der Nation keinen Sinn hat. Dadurch hat man zugleich mein später erfolgtes, wahrscheinlich schon früher beschlossenes Unglück vorbereitet, und die gute Meinung rechtschaffener Menschen über mich wankend zu machen gesucht. Wie wenig ich übri-

gens zu einem solchen Egoismus aufgelegt war, erhellt schon daraus, weil ich mein ganzes Vermögen, zur Zeit als der König noch lebte, ungeachtet vieler Warnungen, nicht in Sicherheit zu bringen suchte, sondern alles unbefangen da ließ. Diese Operation wäre doch wohl die natürlichste gewesen, und ich muß es nunmehr bedauern, daß meine gutmüthige Kurzsichtigkeit mich nicht darauf verfallen ließ. — Uebrigens bleibt es bei dem kräftigen Ausdrucke, dessen sich der Baron Constant im Gasthofe bediente. Noch in diesem Augenblicke sei er allen denjenigen auf den Kopf zugesagt, die mich eines Tabacks-Actien-Besitzes beschuldigen. Ich fodere zugleich jene unpartheiischen und rechtschaffenen Männer, den Herrn Minister von Reck, den Präsidenten Kircheisen, den geheimen Kabinetsrath Beym, den Major Lützow — ja selbst den Geheimerath Pitschel, zu Zeugen auf, ob bei späterer Untersuchung meiner Papiere irgend etwas auf die Tabacksferme Bezug habendes gefunden worden?

Für einen gründlich seyn wollenden Schriftsteller wäre ein so grober Verstoß schon viel zu viel gewesen; aber er fällt noch weit tiefer hinein, indem er nun S. 152 mit der feierlichen Miene eines Archivarius sagt: „Dem Publikum bin ich „noch die Berichtigung der sehr entstellten Ge„schichte mit der Gräfin Lichtenau (alias „Rietzen) schuldig.“ Ein solches Werk wäre in der That sehr verdienstlich gewesen! Denn schwerlich ist irgend eine Geschichte mehr entstellt worden als die meinige. Aber leider erhält das Publikum, statt einer Herstellung, eine neue und ärgere Entstellung als jemals! Eingedenk meines, bei der Abreise von Glogau gegebenen Wortes, werde ich zwar auf keine Weise die nach meiner Arretirung gegen mich vorgenommene Verhandlung umständlich niederschreiben; aber öffentliche Unwahrheiten und ehrenrührige Beschuldigungen, gegen welche mich der Staat nicht in Schutz nimmt noch nehmen kann, bin ich mir und dem Publikum schuldig, auch öffentlich zu widerlegen. Zur Sache!

Die Untersuchung gegen mich führte: der Herr Minister von Reck, der Präsident Kircheisen, der geheime Kabinetsrath Beym, der Major Lützow, und Herr Pitschel. Der Letztere, der hier Püschel heißt, wird von dem Verfasser auf ganz besondere Art compromittirt. Einerseits soll er Briefschaften, die zu meiner Rechtfertigung gereichten — andererseits solche, die meine Schuld hinlänglich bewiesen, verbrannt haben. Es ist Herrn Pitschels Sache, nicht die meinige, sich hierüber zu rechtfertigen: Meinerseits nur so viel! Daß er zu meinen Gunsten irgend etwas hätte thun sollen, läßt sich schon darum nicht wohl denken, weil ich diesen Herrn ganz und gar nicht kannte. Zu meinem Nachtheil etwas zu thun, verbot ihm die Gerechtigkeit! Was aber meine in Beschlag genommenen und untersuchten Papiere anbetrifft, so habe ich sie sämmtlich und richtig zurückerhalten — ausgenommen die Briefe des Königs und der Königin, nebst einem von mir, viele Jahre hindurch geführten Journale. Ist das letztere,

ganz oder zum Theil, dem Vulkan geopfert worden — ich weiß es nicht; von des Königs und der Königin Briefen ist dies nicht zu glauben. —

Der Autor erzählt nun weiter, der König habe über mich ein Gutachten des Kammergerichts eingezogen, dessen Meinung gewesen, „daß „nach der Strenge der Gesetze die Lichtenau „das Leben verwirkt hätte.“ Bald — möchte ich dem Autor zurufen, ihm sei kein Kopf abzuschlagen, weil er keinen hat. Das ganze Kammergericht existirt ja noch bis auf diesen Augenblick. Es rede, ob ihm jemals ein Gutachten über mich abgefordert worden, geschweige denn, daß dieses auf Tod hätte lauten können! Es kann also auch nicht wahr seyn, „daß Se. Majestät es nicht wollten zum Urtheil „kommen lassen“ — weil kein Gutachten da war. Mein Festungsarrest (so wie meine bestimmten 4000 Rthlr. Renten) kam unmittelbar auf des Königs Majestät Befehl.

Was meine Einwilligung zu dem Verkauf meiner Häuser in Berlin und Charlottenburg be-

trifft, so ist es hier nicht der Ort, eine Erklärung zu geben. Nur so viel bemerke ich, daß der Verfasser keine vollkommen richtige Kenntniß von der Sache hat. Auch von einer späterhin erfolgt seyn sollenden Schadloshaltung Sr. Majestät für die eingezogenen Güther, ist mir nichts bekannt; doch gebe ich die Hoffnung dazu noch keinesweges auf. Eben so wenig weiß ich von Ouvriers in Italien und Deutschland, die sich gemeldet haben sollen. Der Banquier Schikler hatte die, auf Befehl des Königs, von mir in Italien bestellten Kunstsachen, so wie meine Reisebedürfnisse, vorgeschossen, welches bei dem Tode des Königs noch nicht mit ihm berichtigt war. — Ich unterbreche mich auf einige Augenblicke bei dem Worte Kunstsachen, und theile meinen Lesern, um sie für das Langweilige dieser Auseinandersetzung einigermaßen zu entschädigen, folgendes Schreiben von Herr Uhden, damaligem Preußischen Residenten in Rom, mit.

„Mit unbeschreiblicher Freude habe ich aus „einem Briefe des Herrn Hofraths Hirt erfah-

„ren, daß Ihr Porträt glücklich in Berlin an-
„gekommen ist. Ich habe nicht gesäumt,
„der lieben vortrefflichen Künstlerin (Angelika
„Kaufmann) diese so angenehme Nachricht
„mitzutheilen. Ihre andern Kunstwerke wer-
„den, wie ich hoffe, auch glücklich in Berlin
„angekommen seyn. Vor acht Tagen sind,
„nach einem kleinen Zwischenraum, wiederum
„einige von Ihnen hier bestellte Kunstsachen
„eingepackt worden, und jetzt schon von Rom
„abgegangen. Diese sind: 1) eine Kiste voll
„aufgerollter Gemälde, nämlich: drei Kopien
„Ihres Malers Hofmann, nach Wandmale-
„reien Raphaels in den Stanze, a) die Ko-
„pie der Schule von Athen, b) die Kopie
„des Parnaß, und c) die Kopie des Petrus
„im Gefängniß; eine große Landschaft von
„Herrn Reinhardt, und eine Landschaft von
„Herrn Müller. 2) Eine Kiste mit dem kor-
„kenen Modell der Rotonda. 3) Der vom
„Bildhauer Albacini verfertigte schöne Mar-
„mortisch. Diesen habe ich, seiner großen

„Schwere wegen, zu Wasser über Hamburg „nach Berlin gehen lassen, wo er hoffentlich „im October ankommen wird; die andern bei„den Kisten sind, wie alle Ihre übrigen Kunst„sachen, zu Lande mit Frachtfuhren abgegan„gen. Der Maler Hofmann arbeitet mit sei„nem gewöhnlichen Fleiße schon seit einigen „Wochen in den loggie des Raphaels, und „wird vermuthlich gegen das Ende dieses Jah„res mit allen ihm aufgegebenen Arbeiten in „Rom fertig seyn. Der Pabst hat sich von „allen ihm zugestoßenen Unfällen gut erholt, „und befindet sich, bis auf einige in seinem „Alter nicht ungewöhnliche Schwäche, sehr „wohl. Mit der vollkommensten Hochachtung „ꝛc. Rom, den 29sten Julius 1797." —

Diese und ähnliche Kunstsachen also waren bei dem Tode des Königs noch nicht berichtigt. Hierüber gerieth ich mit Schiklern in einen Proceß, indem er seine Ansprüche an mich geltend machen wollte. Die Sache wurde abgethan, und Se. Majestät zahlten diese Forderung, weil ich

erwiesenermaßen nicht die Schuldnerin, und auch schon zu sehr an Gelde erschöpft war, um auch dieses noch zu berichtigen. Die ganze Summe betrug aber bei weitem nicht 80=, sondern höchstens 30,000 Rthlr., wofür die Kunstsachen im Königlichen Palais befindlich sind.

Der bekannte Neuwieder Tischlermeister Rönchen hatte an mich nie eine Foderung. Ich besaß von ihm einen einzigen Tisch, den ich mit baaren 10 Louisd'or bezahlte. Außerdem besaß ich noch drei Bureau's; zwei davon erhielt ich von dem verstorbenen Könige, und das dritte von dem Oberjägermeister Splittgerber zum Geschenk — das letztere blos aus Freundschaft, keinesweges aber um mich zu bestechen: denn er verlor beim Regierungsantritt des Königs sein Zuckerraffinerie=Monopol. — Sonst ist mir wohl erinnerlich, daß von Rönchen viele kostbare Meublen auf das Königliche Schloß verfertigt worden, die vermuthlich noch dort befindlich sind, worüber auch vielleicht spätere Ver=

handlungen stattgefunden haben; für mich aber ist nie so etwas geliefert worden.

Dies also ist die gründliche Wahrheit auf die Beschuldigungen dieses ungründlichen Verfassers, welcher meine bereits vielfach entstellte Geschichte noch mehr zur Karrikatur gemacht hat.

Ich wende mich nun — zum letztenmale — zum Herrn v. K.: aber welch eine lange und peinliche Carriere steht mir bevor. Ihm ist es nicht genug, mich, wie die andern Schriftsteller, in meinen Verhältnissen zum Könige anzugreifen, welches wenigstens einen Schein von Eifer für das allgemeine Wohl für sich hat. Er verfolgt mich auch in meine Gefangenschaft auf der Festung, wo alle meine vormaligen höhern Verhältnisse vernichtet waren. Er verfolgt mich, wie Keiner noch gethan hat, in mein nunmehriges Privat-Leben als Gattin, und sein letztes

Wort ist eine Infamie, ärger als alle vorhergehenden. Nach einem schweren Kampfe mit mir selbst habe ich endlich die Gelassenheit errungen, die dazu gehört, auf alles dies zu antworten; und ich bitte meine Leser ebenfalls um ein ruhiges und gelassenes Gehör, nach welchem es ihrem eignen Urtheile gänzlich überlassen bleibt, auf welcher Seite die Wahrheit und das Recht ist.

Ich fange mit der schrecklichsten Stelle S. 103 an: „Gegen den Morgen starb der „König. Seine Lieblinge hatten ihn verlassen; „bezahlte Hände bedienten ihn im Tode. Die „Lichtenau war Abends vorher spät von Charlottenburg zurückgekehrt, hatte sich ruhig schlafen gelegt, und ließ am Morgen, wie der König schon todt war, noch fragen: wie Se. „Majestät geschlafen hätten? Sie wohnte im „Cavalierhause im neuen Garten.“ —

Ich nannte diese Stelle schrecklich; aber freilich nicht für den Herrn v. K. Was fragt er darnach, ob er einem gefühlvollen Weibe den

Dolch ins Herz stößt oder nicht? Aber jeder Leser, in dem nur ein Funke mitleidiges Gefühl ist, wird das Schreckliche sogleich finden. Die bloße Erinnerung an den Tod des Königs ist für mich schon herzzerreißend. Er war im Leben mein Freund, mein Wohlthäter, mein Ein und mein Alles. Mit seinem Tode verlor ich meinen Freund, meinen Wohlthäter, mein Ein und mein Alles. Ist dies nicht allein schon schrecklich? — Doch nein, es ist es nicht; denn so hart mich auch dieser Schlag treffen mußte, so war er doch in dem gewöhnlichen Laufe der Natur. Erst das, was Herr v. K. hinzusetzt, macht das Schreckliche; denn er verwandelt mich in ein undankbares Ungeheuer, welches eben diesen Freund und Wohlthäter im Tode verläßt, sich ruhig schlafen legt, und am Morgen, als der König schon todt war, ganz kalt fragen läßt: wie Se. Majestät geschlafen hätten? O Himmel, gieb mir Kraft zu erzählen, und gelassen zu erzählen! —

Es ist ganz falsch, daß irgend Jemand den

König, folglich auch nicht seine Lieblinge, bei seinem Tode verließ. Er durfte ja nur befehlen; er ließ aber Niemanden zu sich rufen. Was mich insbesondere anbetrifft, so erhielt ich schon in Venedig von dem Könige selbst die erste Nachricht von seiner Kränklichkeit, und er ersuchte mich deshalb in seinem Schreiben um Beschleunigung meiner Rückreise. Beiläufig — welch eine niederschlagende Arznei für meine Eitelkeit über die Gräfin Lichtenau wäre das gewesen, wenn ich sie anders gehabt hätte! — Ich eilte so sehr als möglich zurück, und bei meiner Ankunft in Charlottenburg fand ich den König schon sehr verändert in seinem Aeußern. Diese Kränklichkeit dauerte, mit wenig Unterbrechung, anderthalb Jahr, in welchen ich fast nie von seiner Seite kam. Vom 26sten September 1797. an, an welchem Tage der König nach Potsdam ging, bis zum 16ten November, als seinem Sterbetage, war ich stets um ihn, außer zweimal, wo ich auf seinen Befehl nach Berlin fahren mußte,

um ihm einige Arzneien aus seinem Schranke zu holen.

Den 15ten November, Abends halb neun Uhr, befand sich der König sehr übel und spie Blut. Ich hielt ihm mein Schnupftuch vor, eilte damit in das daranstoßende Zimmer, und zeigte dem dort anwesenden Geheimerath Selle die ausgeworfene Blutmasse, welcher mich, bei dem dadurch erlittenen heftigen Schreck, ermahnte, mich zu fassen, indem die Leiden des Königs sich ihrem Ende näherten. Zugleich erinnerte er mich, wie er mir schon vor sechs Wochen, in Gegenwart des Geheimeraths Brown gesagt habe, daß der König nicht zu retten sei. Ob ich gleich hierauf schon länger vorbereitet war, so ergriff es mich doch so heftig, daß ich in der Angst und Verzweiflung in den Garten lief, um Luft zu schöpfen, und mich zu sammeln. Dort begegnete mir meine Kammerjungfer, Henriette Plöger, die mich in einem solchen Zustande von Bewußtlosigkeit sah, daß man mich nach Hause und zu Bette bringen mußte. Der nämliche Ge-

heimerath Selle wurde gleich vom Palais geholt, fand meinen Zustand sehr bedenklich, und es mußte auf der Stelle ein reitender Bote nach der Stadt um Arznei eilen. Nach einigen Stunden, als ich meine Besinnung wieder erhielt, ließ ich dem Geheimerath Selle meinen dringenden Wunsch, wieder zu dem Könige zu gehen, zu wissen thun. Dieser kam darauf zu mir, erlaubte mir aber um der fortwährenden Bedenklichkeit meines Zustandes willen nicht, das Bette zu verlassen. Nach einer Stunde schickte ich abermals an den Geheimerath, ließ ihm sagen, ich würde mich nicht mehr zurückhalten lassen, und wünschte von dem Befinden des Königs Nachricht zu erhalten. Die Antwort war, der König schliefe, und ich erhielt auf mein wiederholtes öfteres Anfragen immer dieselbe Antwort. Die letzte gegen den Morgen des folgenden Tages war, der König habe gut geschlafen und sei etwas besser: — alles Täuschung, blos damit ich ihn nicht noch einmal sehen sollte! — Bald darauf traten meine Mutter, mein Sohn, sein

Hofmeister, der Oberst Dampmartin, und meine Gesellschafterin Chappuis mit thränenden Augen vor mein Bette. Dies fiel mir auf! Mit Hastigkeit fragte ich, was vorgegangen sei? sprang zugleich mit einer unbeschreiblichen Beklemmung aus dem Bette, und unwillkührlich an das Fenster. Da sah ich eben die Garde mit ihren weißen Stiefeletten, mit langsamen feierlichen Schritten, vorüberziehen, und den Weg nach dem Schlosse nehmen. Ich kannte die Sitte, daß die Leichname der Könige immer durch diese Garde bewacht werden. Der Gedanke von dem Tode des Königs trat lebhaft vor meine Seele; ich that einen Schrei, und sank in meine Kniee. Meine Mutter knieete betend neben mich, und sagte zu mir: Ja, Friedrich Wilhelm hat ausgelitten; er ist dort, wo aller Schmerz ein Ende hat! — In dieser Stimmung, die an Verzweiflung gränzte, umgeben von meinen trauernden Angehörigen, wurde mir durch den Herrn Obersten Zastrow und den Major Kleist, im Namen des neuen Königs, der

Arrest angekündigt. — Ich berufe mich übrigens auf sämmtliche Dienerschaft des verstorbenen Königs, so wie auf meine eigene, deren Mehrere noch gegenwärtig im Dienste Sr. jetztregierenden Majestät sind; dann auf den General-Chirurgus Görcke, als einen allgemein bekannten rechtschaffenen Mann; auf den Geheimerath Brown; endlich selbst auf den nun verstorbenen Geheimerath Selle, welcher gewiß seinen Freunden gesagt haben wird, daß ich nicht von der Seite des kranken Königs gewichen bin.

War es nun wohl möglich, mich auf einer empfindlichern Seite anzugreifen, als auf dieser? Es wäre eben so, als wenn man einen Märtyrer zuerst einen Narren schilt, daß er sich für die Religion sacrificirt, und ihm dann noch, um das Maaß der Grausamkeit vollzumachen — die Religion selbst abspricht! Wer, um bei einem kranken sterbenden Freunde zu bleiben, seine Freiheit — Vermögen — Ehre — mit Einem Worte, Alles aufs Spiel setzt: der wird nicht ohne Noth den leidenden, mit dem Tode rin-

genden Freund, Wohlthäter und König in den letzten Stunden verlassen! Er wird vielmehr Monathe, ja Jahre vorher Maaßregeln nehmen, sich und sein Vermögen zu retten, wenn es noch Zeit ist. — So hart, so unwahr, so unmenschlich mich nun auch Herr v. K. in seinen Vertrauten Briefen angegriffen, so will ich doch zur Ehre der Menschheit glauben, daß, wenn dieser Mann den traurigen, herzzerreißenden Anblick der Leiden des Königs, und meinen Schmerz und Kummer darüber gesehen hätte, er mich in aller Art geschont haben würde. Schon, daß ich mich gezwungen sehe, nach mehr als zehn Jahren auf diese schändlichen Beschuldigungen zu antworten, zerreißt mein Herz, indem ich mir Scenen in mein Gedächtniß zurückrufen muß, die ich nie ganz daraus vertilgen konnte. Meine noch nicht geheilten Wunden bluten dabei von neuem. Ich klage daher diesen Mann vor dem Richterstuhle des Publikums, ja bei der ganzen Menschheit an, und sage es laut: er hat gelogen! Das einzige Wahre in seinen Beschuldigungen

ist, daß ich im Cavalierhause im neuen Garten wohnte.

Doch diese meine standhafte Ausdauer bei dem Könige war vielleicht ein nichts weniger als verdienstliches Werk: sie war blos Folge meines Leichtsinns, meiner Unbesonnenheit. Ich ahndete nichts, darum blieb ich; hätte ich gewußt, was mir bevorstand, so würde das Wort des Herrn v. K.: „Seine Lieblinge verließen „ihn,“ an mir schon in Erfüllung gegangen seyn! —

Auf diesen Vorwurf sehe ich mich genöthigt, einige Entdeckungen zu machen, die ich bisher in meiner Brust verschloß. Ich war nichts weniger als ungewarnt. Schon in Pyrmont weissagten mir meine Englischen Freunde, Herr und Madame Denis, Mylord Bristol, Lady Nasebeth, so wie der Oberst Dampmartin, eine unglückliche Zukunft. Am stärksten und bestimmtesten that dies, nachher in Potsdam, der

ehemalige Holländische General Constant, ein Schweizer, und älterer Bruder des oben angeführten Volontairs. Dieser sagte mir, in Gegenwart meiner Schwester, mein ganzes in der Folge eingetretenes Schicksal vorher, und versicherte mich, er wisse ganz positiv, wie ich bei dem Kronprinzen auf eine grausame Art verleumdet worden sei, und meinem Unglücke nicht anders entgehen könne, als wenn ich mein Vermögen zusammen nähme, und damit nach England oder nach der Schweiz ginge. Ich blieb aber, in dem Bewußtseyn meiner Unschuld, unerschüttert bei dem Entschlusse, den König nicht zu verlassen. Da er mich nun unwandelbar fand, so erklärte er sich, selbst zum Könige zu gehen, und ihm die Gefahr, in der ich schwebe, zu entdecken. Erschrocken beschwor ich ihn auf meinen Knieen, es zu unterlassen, weil diese Nachricht den ohnehin so kranken König tief erschüttern würde. Auf mein Bitten unterließ er es wirklich: Aber, sagte er, nun habe ich die Pflicht der Freundschaft erfüllt; wir sehen uns nie wieder! —

Er ging — und ich habe ihn auch nie wieder gesehen.

Diese Geschichte spricht von selbst! Eine andere, die den eigentlichen Schlüssel zu meiner innigen Anhänglichkeit an den König, so wie zu der seinigen an mich, enthält, war bisher noch tiefer verborgen. An meiner Ehre bis an das innerste Mark gekränkt, entdecke ich sie jetzt; doch vorher eine kleine Einleitung! Ich habe bald im Anfange dieser Schrift von dem Unterrichte gesprochen, den mir der König als Kronprinz ertheilte. So glaubwürdig auch diese Erzählung jedem Kenner seyn muß, so könnten doch dabei noch allerlei Zweifel entstehen. Ich theile daher aus einigen glücklicherweise aufgefundenen Blättern einen Theil dieses Unterrichts mit; denn der König ließ es nicht beim bloßen Lehren bewenden, sondern ich mußte auch meine Lectionen hinterher niederschreiben, die er dann mit allem Fleiße durchsah, und nach Befinden

Lob oder Tadel austheilte. Gegenwärtiges, mit allen seinen Nachlässigkeiten mitzutheilendes Blatt enthält gerade eine, durch Schillers Bearbeitung, vom Theater her allgemein bekannte Geschichte. —

„Sein Sohn Albert von Oestreich wollte, „als er zur Regierung kam, die Schweitz für „einen seiner Söhne zum Fürstenthume machen. „Lucern, Zürch, Glarus, gehörten zu seinen „Domainen. Es wurden Statthalter hinge„schickt, welche ihre Macht misbrauchten. „Die Stifter der helvetzischen Freiheit hießen: „Arnold von Melchthal, Werner Staufacher, „und Walter Fürst. Diese 3 waren die er„sten Verschwornen, jeder zog noch 3 an„dere nach sich, und diese 9 wiegelten die „3 Kantone: Schweitz, Uri und Unterwalden „auf. Geisler wars, der verlangte, daß man „seine Mütze grüßen sollte, und, wie es hieß, „den Wilhelm Tell zwang, seinem Sohne „den Apfel vom Kopfe zu schießen, oder „gehangen zu werden. Wilhelm Tell erschoß

„nachher den Geisler. Nach diesem riß der „Pöbel die Festung des Geisler nieder. Der „Kaiser Albert wollte die freien Menschen stra„fen, der Tod kam ihm aber zuvor. Herzog „Leopold von Oestreich brachte 20tausend Men„schen zusammen. Die Schweitzer betrugen „sich wie die Lacedaemonier bei Termopyle. „4 oder 500 erwarteten die Oestreicher bei „Morgarten. Zu gleicher Zeit wurden die an„dern Oestreicher auch auf einer andern Seite „geschlagen. Dieser Sieg ward im Kanton „Schwitz erfochten im Jahre 1315. — Durch „mehr als 60 Schlachten errangen sie ihre „Freiheit. Nachdem sie frei waren, bauten „sie ihre dürre Felsen an ꝛc.“ —

Begreift nun wohl das Publikum, daß es keine Prahlerei ist, wenn ich sage, daß unter tausend Geliebten der Fürsten, welche die Geschichte aufweist, vielleicht nicht Eine ist, die sich mit mir vergleichen läßt? Sie können mich an Reizen des Körpers, an Vorzügen des Geistes bei weitem übertroffen haben; aber ihr Geist

war nicht durch den Geliebten selbst gebildet; dieser hatte nicht den Wonnegedanken, darauf als auf sein eignes Werk zu blicken; nicht den süßen Gedanken, diese — oder keine — wird mir als Schülerin, als dankbare Freundin treu bleiben bis in den Tod! Es geschah daher gleich im ersten Jahre unserer Bekanntschaft, bei Gelegenheit eben dieses Unterrichts, daß sich einst das Herz des Kronprinzen auf eine äußerst liebevolle Weise gegen mich ergoß. Indem er mir gestand, daß er viele Fehler und mitunter Laster gegen mein Geschlecht begangen, gab er mir die heiligste Versicherung, daß er mich nie verlassen werde. Bei seinem fürstlichen Ehrenworte betheuerte er, mir, wenn ich früher als Er sterben sollte, als derselbe zärtliche Freund, wie bisher, die Augen zuzudrücken. Mit einem Federmesser, das er eben, um eine Feder zu corrigiren, in der Hand hielt, machte er sich einen Ritz in den Ballen der linken Hand, drückte das Blut aus, und schrieb mir diese Versicherung auf einen kleinen Zettel von ungefähr drei Zeilen nieder.

Diese Handlung erschütterte mich so sehr, daß ich mich hierüber nicht zu fassen wußte. Er benutzte die dadurch hervorgebrachte Stimmung, und verlangte von mir ein Gleiches. Ich nahm dasselbe Messer, und wollte mir damit einen Ritz in den Daumen der linken Hand machen: allein der Schnitt ging zu tief, und ich hatte längere Zeit daran zu heilen. Die Worte, die ich mit meinem Blute niederschrieb, waren die Erwiederung seiner eigenen, nämlich: daß ich ebenfalls bis zu seinem Tode seine unveränderliche Freundin bleiben, und ihn nie verlassen wolle. Die Narbe dieser Schwärmerei (wie man es immerhin nennen mag) trage ich noch an meiner Hand; und nach seinem Tode wird man zuverlässig unter seinen Papieren meinen Zettel gefunden haben. — Er hat sein Wort nicht halten können; denn ich habe ihn leider überlebt! Aber was von Ihm abhing, hat er redlich erfüllt. Das physische Band zwischen uns ward, mit beiderseitiger Bewilligung, früh aufgelöst:

aber das geistige Band blieb. Sein feuriges Temperament riß ihn zu andern Geliebten hin; ich wußte es, beneidete sie nicht, und hatte nicht Ursach, sie zu beneiden: denn der Freund blieb mir. Seine Feldzüge und meine Italienische Reise trennten ihn auf lange Zeit von mir; aber die Feder ersetzte, was der Mund nicht sagen konnte, und nach langer Abwesenheit sah ich ihn mit den nämlichen Gesinnungen wieder. Er schlug mir die Heirathspermission mit Mylord Tempelton ab, aus keinem andern Grunde, als weil er besorgte, ich möchte mit diesem nach England gehen, und dann unsere freundschaftliche Verbindung allmählig ersterben. Er sah mich im Jahre 1805. mit starken Schritten dem Grabe zueilen: und er schickte mich, auf den Rath der Aerzte, nach Italien, wo ich auch wirklich genas — durch ihn genas. Von der Zeit an kam die Reihe, Wort zu halten, an mich — und ich habe es gethan, der Himmel ist mein Zeuge! Daß ich ihm die Augen nicht zudrückte, war

nicht meine Schuld. O hätte ich es gedurft, und ein wohlthätiger Schlagfluß hätte mich dann auf der Stelle getödtet! —

Nach einer vorhergegangenen Zerstreuung, um mir obige sombre Bilder einigermaßen aus den Gedanken zu schlagen, komme ich zu S. 126 der Vertrauten Briefe. Herr v. K. spricht hier von meiner Gefangennehmung und Loslassung — auf eine Art, die mich doppelt in Verlegenheit setzt. Einmal ist mir hierüber höhern Orts Stillschweigen auferlegt, welches ich hier nicht zu brechen Willens bin! Dann aber spricht der Autor über diesen Punkt auf einmal so billig, so nachsichtig, daß ich mich — nach dem, was vorhergeht und nachfolgt — nicht darein zu finden weiß. Er nennt — was für einen Königl. Preußischen Kriegsrath viel gewagt ist — meine Gefangennehmung eine Uebereilung — ein Herausgehen des Königs aus seinem Charakter; — meine Pension hingegen von 4000 Rthlr. be-

trachtet er als einen Beweis, daß der König seinem Charakter wieder treu handelt. Ich lasse mich, wie gesagt, auf nichts von dem allen ein; blos das Einzige: Entweder hätte Herr v. K. diese und noch einige andere Stellen allein von mir sagen sollen, in welchem Falle ich gegen ihn mit Ehren schweigen konnte; oder er hätte diese ganz weglassen sollen. Meine Unschuld nimmt sich in einem Munde, der so viel Böses von mir gesagt hat, ganz besonders, und beinahe possierlich aus; und sollte sich je mein Schicksal zu meinem Vortheile ändern, so werde ich es ganz gewiß nicht dem Herrn v. K. und dieser Stelle zu danken haben!

Die Vertrauten Briefe sind nun in Beziehung auf mich zu Ende; nun folgt aber ein besonderer Anhang mit mehrern Zusätzen, von welchen mir der vierte S. 549 rc. ganz eigen gewidmet ist. Hier zeigt sich Herr v. K. wiederum in seinem vollen, lügen- und schmähsüchtigen Cha-

rakter, und kaum weiß ich, wo ich zu allen Antworten Zeit und Kraft hernehmen soll. Er läßt mich zuerst in Glogau — auf der Festung — das schönste Haus kaufen, es auf das geschmackvollste einrichten, und Thee's und Gesellschaften geben. So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten! Ich besaß nie ein Haus in Glogau, sondern wohnte während meines dortigen Aufenthalts bei dem Herrn Geheimerath von Bismark, der gegenwärtig mit mir zugleich in Breslau lebt, für jährliche 400 Rthlr. zur Miethe. Ich ließ einige mir fehlende unbedeutende Meubel von Berlin dahin kommen; die Mahlerei aber war und blieb dieselbe. Meine Gesellschaft bestand zuweilen aus dem Kommandanten Dessauniers und seiner Familie, welche aber nie bei mir speisten; dem Hauptmann Nothhardt; den Kammer-Secretairen Benkowitz und Gärtner; dem Hofrath Schuster, welcher Geschäfte für mich hatte; dem Professor Büttner, und dem Schauspieler Nagel mit seiner Frau. Wenn dann einer oder der andere eine Tasse Thee bei

mir trank, oder ein Abendbrod mit mir aß, so kann man es wohl nicht füglich Gesellschaften und Thee's nennen. Herr v. Kölln, der zu gleicher Zeit mit mir in Glogau war, wurde nie zu mir gebeten; hätte ich es gethan, vielleicht spielte ich in den Vertrauten Briefen eine ganz andere Rolle!

Daß der bekannte Nothhardt — an meinen Wagen gezogen; daß man gesagt hat, er habe mich heirathen wollen — ist noch viel zu wenig. Hat denn Herr v. K. nicht gehört, daß er mich sogar entführen wollen? Ein wahres Glück, daß ihm dies nicht zu Ohren gekommen, sonst müßte ich über diesen Punkt ohne Gnade beichten, welches ich mir aber nun erspare. Uebrigens freut es mich, zu lesen, daß die Herren Benkowiz, Nagel u. a. sich meinen Wein haben schmecken lassen; so viel ich weiß, giebt ein Wirth oder eine Wirthin den Wein blos darum, damit er schmecke, und schlimm genug, wenn er nicht schmeckt!

Herr v. K. fällt nun ganz besonders über ei-

nen von meinen Glogauischen Bekannten, den Herrn v. Fink, her. Ich könnte diesen Mann ganz übergehen; denn er hat eine Tochter, die sich bereits durch eine Sammlung von Gedichten bekannt gemacht hat; die nöthigenfalls ein treffliches Epigramm zuspitzen kann; und die sich fest vorgenommen hat, die beleidigte Ehre ihres Vaters zu rächen. Da es sich aber damit in die Länge verziehen könnte, so erwiedere ich hierauf ganz kurz: daß Herr v. Fink ein verunglückter Guthsbesitzer — oder besser, ein armer aber ehrlicher Cavalier ist, hätte Herrn v. K., als zu eben dem Stande gehörig, zum Mitleid und zur Schonung bewegen sollen. Daß er sich mit der Poesie und den schönen Künsten befaßt, gereicht ihm zur Ehre; so mancher verunglückte Guthsbesitzer könnte das nicht! Daß er endlich Caffetier in Kneben (eigentlich Köben) gewesen, ist nicht wahr: denn daß er eine zeitlang dort gewohnt hat, macht ihn doch hoffentlich nicht zum Caffetier! Doch der gute Fink muß diese Streiche blos um meinetwillen leiden: denn, da

er wußte, daß ich eine große Freundin der Musik war, so präsentirte er mir zuerst den Fontano — von Holbein, aus dem nachmals mein Mann wurde. Hier tummelt sich nun der Herr v. K. recht con amore auf seinem Lästerpferde! Nachdem ich aber einmal den Ekel überwunden, vor dem Publikum über Dinge zu reden, die für dasselbe gar nicht gehören; so ist sehr zu besorgen, daß dieser tapfre Ritter die Schande haben wird, von einem Weibe besiegt zu werden!

Wäre Herr v. K. ein Mann, der als Schriftsteller die Achtung des Publikums, als Mensch die Liebe und Hochschätzung derjenigen besäße, die ihn näher kennen; so wäre, ich gestehe es, durch die nun folgende Geschichte meine Reputation auf immer dahin! Er würde ja dann nichts als die Wahrheit gesagt haben — und wehe mir, wenn dem also wäre! In welchem Winkel wollte ich mich vor Schaam und Schande verbergen? — Allein davon ist er himmel-

weit entfernt; und noch ehe mir der Gedanke einfiel, gegen ihn zu schreiben, war bereits der Stab über ihn gebrochen! Kennt denn Herr v. K. wohl die Schrift: Ueber und wider die vertrauten Briefe und neuen Feuerbrände des von Cölln von — v. Held, 1808.? Ich kenne sie, und habe sie — nicht mit Schadenfreude, so natürlich und verzeihlich auch diese gewesen wäre, sondern mit Schaudern gelesen. Ueber den vermeintlich Starken, der aller Welt Hohn spricht, ist hier ein Stärkerer gekommen, der ihm mit gewaltiger Faust die Larve vom Gesichte reißt. Wie behagt ihm denn — ihm, der mir im Angesichte des Publikums so viele Fleuretten gesagt hat — folgende Fleurette des Herrn von Held: „Das Profil des Mistharkenden Hercules auf „dem Umschlage zum 4ten Hefte (der Feuer„brände) ähnelt wirklich dem des Herrn von „Cölln, welchen man den carrikirten oder „verkehrten Hercules nennen möchte, da „er den Mist, statt ihn zu vermindern, ver-

„mehrt." — Doch das, was Herr Buchholz von ihm sagt, ist noch viel greifender und schneidender. Ich kenne diesen Mann blos aus der überaus vortheilhaften Schilderung, welche die Gallerie Preußischer Charactere von ihm aufstellt, und aus seinem Werke über den Geburtsadel. Aus beiden muß ich mir von ihm ein sehr günstiges Bild entwerfen! Nun dann, dieser Mann war zwar nie ein eigentlicher Freund des Herrn v. K., aber doch, was man sagt, ein guter Freund. Er war die Mittelsperson in einer zwischen dem Herrn v. K. und dem Herrn v. Held entstandenen Fehde. Aber in eben dieser Fehde lernte er den Herrn v. K. immer näher und näher, und zuletzt so ganz kennen, daß er sich völlig auf die Seite des Herrn v. Held schlug, und diesem sogar erlaubte, seine Briefe drucken zu lassen. Und was enthalten denn wohl diese Briefe zum Lobe meines so acharnirten Gegners, des Herrn v. K.? Nur zwei kleine Stellen daraus! In der ersten heißt es: „Cöln ist nicht blos indiscret, sondern auch

„niederträchtig. — Seine vertrauten Briefe ha„ben mich mit Ekel erfüllt; es ist ein Gewä„sche, wie man es auf allen hiesigen Bierbänken „antrifft ꝛc." Die zweite Stelle lautet also: „Auch mir hat Cöln einen infamen Streich ge„spielt. Er wird damit endigen, daß er ein „Gegenstand allgemeiner Verachtung wird." — Wenn ich nun nothgedrungen meine Ehestandsgeschichte, nach der Erzählung des Herrn v. K., erst anführen muß, um sie dann Schritt vor Schritt in ihrer Blöße darzustellen, so bitte ich meine Leser, dabei gar nicht an Herrn v. K. als Edelmann und als Kriegsrath zu denken, sondern an den verkehrten Herkules, oder an die Bierbänke, oder an das klägliche Ende; so wird ihnen meine Geschichte zwar immer noch als ein Räthsel erscheinen, aber doch als ein solches, was sich möglicherweise mit Ehren auflösen läßt.

Der verkehrte Herkules also erzählt: „Herr Fontano, weiland Lichtputzer bei „dem Döbbelinschen Theater in Posen — ein

„junger, schöner, feuriger Italiäner — habe „sich durch Herrn v. Fink mir als Lauten„schläger vorstellen laßen. Er habe entzückt, „ich habe ihn täglich zu mir kommen lassen, und „ihn nach einigen Wochen in mein Haus genom„men. Nachdem ich meine Freiheit vom Könige „erhalten, habe ich nichts Eiligers zu thun ge„habt, als eben diesen Fontano in Wien zum „Herrn von Holbein umschaffen zu „lassen, worauf ich ihn geheirathet, und „mich in Breslau niedergelaßen. Gleich nach „der Heirath habe der junge Gemahl bei jüngern „Frauen Befriedigung gesucht; habe insbesondere „den Herrn Trojer gegen seine Frau eifersüch„tig gemacht, die er (Trojer) erstach, und dann „enthauptet wurde. Jetzt — habe mich Herr „v. Holbein wieder verlaßen, und versichert: „Er wolle lieber von neuem Lichter „putzen, als — —"

Nein! Ich vermag es nicht, die letzten Worte niederzuschreiben; Scham und Unwille lähmen mir die Hand! Doch es ist noch ein

langer Weg, ehe ich bis dahin komme; und ich muß meine Leser recht angelegentlich um Geduld bitten. Eine Lüge sagt sich sehr schnell; aber ihre Widerlegung kostet oft viel Zeit und Mühe. „Die Untersuchung des Proceßes ist „lang und mühsam; die Verläum-„dung leicht." — Diese Worte fand ich so eben in der Zueignung der Schrift: Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 6, 7. Sollte hier nicht, dachte ich bei mir selbst, meiner irgendwo Erwähnung geschehen? Ich fing an zu lesen, und fand mich sehr bald S. 28, wo es heißt: „Das Ansehen des (jetzi-„gen) Königs verstummte, wo das Gesetz ge-„sprochen hatte. Nur ein einzigesmal, seit sei-„ner Thronbesteigung, schob er die Gewalt vor; „und, was dem Beobachter am meisten auffiel, „er erlaubte es sich in den ersten Tagen „seines Regierungsantritts und in einer zart-„gewebten Angelegenheit, wo diese Ausnah-„me seinem Herzen nicht gleichgültig seyn konnte. „Aber diesmal folgte sein reiner Sinn der

„Stimme des Instincts. Der König ehrte bei „dieser Gelegenheit mehr die Sitten, als er die „Formen verletzte; und sein Volk verstand ihn.“ — Auch ich verstehe den Verfasser, und beuge mich unter sein, obwohl strenges Urtheil. Unter allen Schriftstellern, die ich bis jetzt gelesen, ist er der erste, der mich mit Schonung, mit einer zarten Hand, wie sie sich für ein Weib schickt, behandelt, und ich sage ihm dafür meinen öffentlichen Dank. Durch diese Stelle fühle ich mich erheitert und gestärkt, den letzten Kampf mit dem über alle Beschreibung unzarten Herrn v. K. zu beginnen. —

Herr v. Holbein ward mir allerdings zuerst durch Herrn von Fink, unter dem Namen Fontano, als Musikus vorgestellt. So eine große Freundin der Musik ich bin, so befand ich mich doch gerade damals in einer sehr unmusikalischen Stimmung; und Herr v. Fink mußte viele Beredtsamkeit anwenden, um mich zu bewegen,

diesen Besuch als eine sehr nöthige Zerstreuung anzunehmen. Ich entschloß mich, und Fontano erschien. Ich habe in meinem Leben eine Menge junger und schöner Männer gesehen; wie hätte wohl der erste Anblick eines reisenden Musikus, wenn er auch jung und schön war, mich sogleich in Entzückung setzen sollen? Auf der andern Seite aber muß ich gestehen, daß ich bei meinem ziemlich feinen Sinne, den mir selbst meine Gegner einräumen, von Lampengeruch und Lichtputzermanieren nicht das geringste an Fontano bemerkte. Kurz, ich hielt mich lediglich an das, wovon ursprünglich die Rede war — an Fontano's Musik; und hier kann ich nicht läugnen, daß mir beides, sowohl sein Gesang, als die Begleitung desselben mit der Guitarre, ungemein gefielen. Diesen Geschmack hatte ich nicht etwa allein! Späterhin schrieb mir mein würdiger Rechts- und Gemüthsfreund, der geheime Kriegsrath Schmucker in Berlin:

„Salués je Vous en prie Fontano, que j'aimois jadis comme un joli garçon et homme

„de talens, mais que je haïs à présent com-
„me l'usurpateur de Votre bienveillance.
„Adieu, chère et aimable Comtesse. Pré-
„parez Vous à des Terzetti, chantés par
„Vous Didone, Fontano Enea et Jarba.
„Votre très-humble Serviteur et devoué ami
„Schmucker, Berl. ce 21. Nov. 1800." —

Auch in Glogau müssen sich noch mehrere Personen finden, die sich des angenehmen Gesangs und Spiels von Fontano erinnern: denn er gab mehrere öffentliche Konzerte, bei denen ich gewöhnlich Zuhörerin war. Dazwischen sang er wieder in meinem Logis: aber ich entdeckte gar bald an ihm Niedergeschlagenheit und Mismuth, deren Gründe auch nicht weit zu suchen waren. — „Die Unglücklichen (sagt Orsina in „der Emilia Galotti) ketten sich so gern an einander!" Mein erstes Gefühl für Fontano war Mitleid — Mitleid mit seiner ungünstigen Lage, die ihn nicht selten der Noth und dem Mangel Preis gab, verstärkt durch das Gefühl meiner eignen Lage, die zwar in Absicht der Genüsse

des Lebens besser, aber in Beziehung auf Freiheit ungleich schlimmer war. Dieses Gefühl öffnete von beiden Theilen die Herzen, und führte an einem Abende ein vertrauliches Gespräch von ganz eignem Inhalte herbei. Die Rede kam auf den Adel, und ich äußerte darüber ganz frei meine Gedanken. Ich beklagte mein Schicksal, das mich zur Gräfin — und bald darauf unglücklich gemacht, und wünschte, daß ich lieber geblieben seyn möchte, was ich ursprünglich war, eine ehrliche Künstlerstochter. Fontano stimmte ein, und meinte, auch Er habe einen überaus starken Beweis gegeben, wie gleichgültig ihm der Adel sei. Und nun entdeckte er mir, er sei nicht, wofür er sich im Anfange ausgegeben, der Sohn eines Meer-Inspectors in Venedig — er heiße nicht Fontano, sondern Franz von Holbein. — In Romanen sind dergleichen Verwandlungen etwas Gewöhnliches; im wirklichen Leben pflegt man, wer nicht ganz ein einfältiges Schaf ist, erst nach Beweisen zu fragen. Fontano ließ mich dazu nicht kommen, son-

dern bot sie mir freiwillig an. Er foderte mich auf, an seinen Großvater, der Hofrath bei den Lottogefällen in Wien sei, zu schreiben, und ich ermangelte nicht, es zu thun. Die Antwort blieb nicht aus! Der Großvater, der sich als „K. K. würklicher Hof-Rath und Lotto-Dire„ctor“ — mit Vor- und Zunamen, Joseph von Holbein, unterzeichnete, erklärte Fontano für seinen echten und leiblichen Enkel, und gab auch über die Annehmung des zweiten Namens hinlängliche Auskunft. Gar bald wurde mir die ganze übrige Familie, erst dem Namen nach, dann auch auf meinen Reisen nach Wien, größtentheils persönlich bekannt. Der distinguirteste darunter, der äußern Würde nach, ist Joseph von Holbein, ein Onkel von Fontano, vorher 18 Jahre hindurch Kaiserl. Königl. Administrator durch ganz Mähren, gegenwärtig durch ganz Böhmen. Um doch einen kleinen Beweis zu geben, daß dieser angesehene Mann nicht nur wirklich existirt — denn davon kann sich jeder, der nach Prag kommt, mit eignen Augen und

Ohren überzeugen — sondern daß er auch seinen Neffen anerkennt, liebt und schätzt, rücke ich hier ein kleines Schreiben von ihm ein, welches jedoch schon in die Epoche nach unserer Verheirathung schlägt:

„Brünn, am 29ten Xbr. 1802.

„Liebster Neffe!

„Ich erhielt deinen — mit deiner so lieben „Gattinn vereinten Brief im Zuge meiner be„schwerlichen Geschäfts-Reise, wo er mir nach„geschickt ward. Freudevoll ersah ich daraus „euer Wohlbefinden, und so gütiges Verlan„gen nach mir: hierinn begegneten sich unsere „Herzen — auch das meinige pochte sehnend „dem Eurigen entgegen! Es lag wirklich in „meinem Plane, Euch da so unvermuthet in „dem Tempel eures häuslichen Glücks froh „zu überraschen: allein es scheiterte mein so „schöner Plan durch ein wider Erwartung mir „vom Hofe aus, durch Estafette nachgeschicktes „Geschäft, das mich so lange aufhielt, um

„mir keinen Seitensprung — wie ich ihn da „in Euer Elisium vorhatte, erlauben zu kön„nen. Indessen ist es mir auf kommendes „Frühjahr verspart, wo ich Euch — wills der „gute Gott! zu sehn, und an mein Herz zu „drücken hoffe. Empfangt hiemit meinen inni„gen Glückwunsch beim Jahres-Wechsel, und „behaltet mich lieb — hiemit ende sich das „alte Jahr, und beginne das neue! Ich bin „auf immer unverändert — warm und bieder

ganz euer

Holbein.“

Eben so lebt noch, außer Fontano's beiden Eltern, seine Stief-Großmutter, eine geborne von Reizenstein, in Prag. — Was dünkt nun wohl dem Publikum von des Herrn v. K. feurigem Italiäner — der aber in Wien erzogen und geboren ist? Was dünkt ihm von der durch mich eiligst bewirkten Umschaffung des Fontano in Herrn v. Holbein, da er schon als Herr von Holbein auf die Welt kam?

Und das sagt ein Schriftsteller, der selbst in Wien gewesen ist, und darüber sogar ein Buch geschrieben hat? — —

Doch der Lichtputzer liegt dem Herrn v. K. ganz besonders am Herzen, und er scheint darein recht eigentlich verliebt zu seyn, da er obigen Artikel gegen mich mit dem Lichtputzer anfängt — und endigt. Es thut mir leid, daß ich ihm diesen so angenehmen Gegenstand rauben muß! Schon nach seiner eignen Erzählung wird die Sache sehr zweifelhaft. Wie? „Ein junger, „schöner, feuriger Italiäner — ein Lautenschlä„ger, der ein reizendes Spiel und eine volle „Stimme besitzt“ — der sollte sich nicht zu etwas Höherem und Besserem aufschwingen können? Ein junger Mann, der seit einiger Zeit als Theaterdichter aufgetreten ist, und dessen Fridolin überall, auch in Breslau, mit Beifall gegeben worden — der doch wohl damals schon die dazu erforderlichen Talente in sich fühlen mußte: der sollte sich zu einer so niedrigen geistlosen Charge degradirt haben? — Doch es

ist nun einmal des Herrn v. K. Art, auch das Unglaublichste — Andern und sich selbst zu glauben, wenn es nur böse ist! Der bessere Theil des Publikums aber ist Gottlob anderes Sinnes; und diesem will ich hierüber so viel Aufschluß geben, als in meiner Gewalt steht: denn einerseits gehört dieser Theil der Defension für Herrn v. Holbein selbst; andererseits sind mir wirklich viele Umstände gar nicht einmal bekannt. Das nur weiß ich, daß Holbein als Jüngling, unter Aufsicht eines nun verstorbenen Onkels in Lemberg, bei dem Lotto mit 400 Fl. Gehalt angestellt war. Einen Andern hätte vielleicht dieser Posten befriedigt; ihn, bei seinem Feuerkopfe, vermochte er nicht zu fesseln. Häusliche Unannehmlichkeiten kamen dazu; und so wagte er es, im Vertrauen auf seine Talente, unter dem angenommenen Namen Fontano in die weite Welt zu gehen, und seinen Posten zu verlassen. Daß er eine Zeitlang bei dem Döbbelinschen Theater in Posen Schauspieler gewesen: warum sollten er und ich es abläugnen? Doch die Musik

und das Geben öffentlicher Konzerte spielte in seinem Leben immer die größere Rolle; und wie ich nicht anders weiß, dehnte er seine musikalischen Wanderungen sogar nach Petersburg aus. Wie gesagt, ich habe es nicht der Mühe werth gehalten, hievon nur einmal genauere Notiz zu nehmen: genug, ich fand in dieser Geschichte nichts als den Geniestreich eines lebhaften Kopfs, der gar nicht geeignet war, die gegen ihn in mir aufkeimende Freundschaft zu ersticken. Selbst als ich schon überzeugt war, daß er wirklich Herr von Holbein sei, ließ ich ihn — aus sehr guten Gründen — noch immer bei dem Namen Fontano. Ich hielt es nämlich für Pflicht, dem würdigen Kommandanten Dessauniers die gemachte Entdeckung mitzutheilen! Dieser aber gab mir den weisen Rath, ja nicht mit derselben hervorzurücken. Als Festungs-Kommandant, äußerte er, könne er ein Wesen sans conséquence, wie ein Musikus sei, gar wohl um mich dulden; aber ein Kavalier — noch dazu aus dem Auslande — würde dem Könige auffallen, und die-

sen müsse er nothwendig von mir entfernen. So blieb er also für ganz Glogau nach wie vor Fontano; kam oft zu mir, wohnte aber nie bei mir, wie Herr v. K. abermals falsch berichtet, sondern zuerst im Gasthofe, dann in einem benachbarten Hause. Bis dahin war noch kein Gedanke an mehr als Freundschaft und Wohlwollen, wie schon daraus erhellt, daß Fontano sich nach einiger Zeit ernstlich zu einer neuen Reise rüstete. Ohne ihn davon abzuhalten, suchte ich blos seine Wanderschaft zu erleichtern; und jetzt erschien er, um von mir Abschied zu nehmen. Dieser kritische Augenblick erzeugte entweder, oder offenbarte blos die bisher schon entstandene Liebe bei ihm und bei mir. Er wollte und sollte, aber konnte nicht fort; und mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit sagte er, er wünschte bei mir zu bleiben, selbst auf die Bedingung, mein Diener (im strengsten Sinne des Worts) zu seyn! Thränen der Rührung stürzten aus meinen Augen; ich riß eine goldene Kette vom Halse, und band sie ihm um den Arm. Innig küßte er mir

die Hand, und fragte, ob er sich diese Handlung nach seinem Wunsche auslegen dürfe? Ich bezahte es; er blieb, und jedes zärtliche Herz wird mich ohne weiteres verstehen. An eine Heirath ließ sich indeß noch nicht denken; ich war ja bis jetzt noch eine von sich nicht abhängige Staatsgefangene! Indeß schlug die Stunde meiner Erlösung, jedoch auf Bedingungen, von denen ich nichts weiter sagen will, als daß sie manches Unannehmliche hatten. Sein Zureden half meinen Entschluß befördern, und ich verließ Glogau als eine freie Person. Geschäfte führten mich erst zu meinem Bruder nach Falkenhagen; dann wieder nach Glogau; und nun erst nach Breslau, wo ich mich niederließ, und den sogenannten Bischofsgarten vorm Ohlauer Thore miethete.

Noch hatte der Priester unsere Hände nicht zusammen gegeben, als in meiner Gartenwohnung die in Breslau noch wohlbekannte Tro-

jersche Mordgeschichte vorfiel, die Herr v. K. auf eine so abscheuliche Art darzustellen weiß, daß es scheinen muß, Holbein, und gewissermaßen auch ich, habe an diesem Verbrechen wenigstens indirecten Antheil! Ich will diese Geschichte nach der reinsten Wahrheit erzählen, so weit sie mir wissend ist; das Ganze müssen die Acten besagen.

Ich war genöthigt, in Breslau eine Auction anzustellen; bei dieser Gelegenheit lernte ich die unglückliche Therese Trojer kennen, und sah sie seit dieser Zeit zuweilen. Eben war ich im Begriff, eine Reise nach Polen zu meiner Tochter, damaliger Gräfin Mieskowski, zu machen. Dies erfuhr sie, schickte zu mir, und ließ mich vor meiner Abreise noch um einen Besuch bitten. Als ich zu ihr kam, lag ihr Mann im Bette. Sie führte mich in eine abgelegene Kammer, flehte mich auf den Knieen um Erbarmen an, zeigte mir ihren Rücken und Arme, welche braun und blau geschlagen waren, und sagte: ihr Mann habe sie wegen 4 Groschen,

die ihr in der Marktrechnung von 3 Rthlr. gefehlt, so unmenschlich behandelt, und geschworen, sie zu ermorden. Diese unglückliche Frau, die hier völlig fremd war, jammerte mich. Ich versprach ihr, sie wo möglich zu schützen, indem ich bei meiner Abreise dem Herrn v. Holbein und noch zweien in meinem Hause befindlichen Damen, der Frau von Faber und der Frau von Bock, hinterlassen würde, sie in meiner Abwesenheit in mein Haus zu nehmen. Ich reiste ab; und Herr v. Holbein, um in dieser Sache ganz sicher zu gehen, wirkte einen gerichtlichen Erlaubnißschein aus, sie in meinem Hause vor der Wuth ihres Mannes zu schützen. Der Fall trat ein; sie kam während meiner Abwesenheit in meine Wohnung, und noch vor meiner Zurückkunft stieß ihr Trojer hier den Stahl ins Herz. Nicht in Breslau, sondern in Oppatowek in Polen, hörte ich zuerst diese Geschichte von dem mir nachreisenden Herrn von Holbein und von meinem Sohne erzählen. Meine Unschuld daran also liegt am Tage! In wie fern nun Herr

v. Holbein Trojern Anlaß gab, eifersüchtig zu seyn, ist mir unbekannt. Ich will ihm nicht vorgreifen, und überlasse es ihm selbst, sich gegen diese Beschuldigung des Herrn v. K. zu vertheidigen. Das nur will ich noch hinzusetzen, was mir mein Sohn erzählt hat. Als Trojer das Mordinstrument (ein Tischmesser) schon vom Tische genommen; als er die Therese mehrmal gefragt, ob sie wieder zu ihm kommen wolle, und sie es ihm wiederholt abgeschlagen — verlangte Trojer Herrn v. Holbein im Nebenzimmer allein zu sprechen. Dieser war auch dazu bereit; mein Sohn aber widersetzte sich aus allen Kräften, daß er es nicht thun solle. Trojer schalt darüber meinen Sohn aus; dieser aber blieb dabei, und das Tete a Tete kam nicht zu Stande. Gleich darauf erfolgte die Ermordung, und zugleich gab Trojer sich selbst mehrere Stiche. Was er nun mit Holbein wollte — ob blos sich mit ihm zanken, oder ihn gar seiner Wuth aufopfern — ob es, wiewohl ungegründete, Eifersucht (dazu brauchte man, dünkt mich, die The-

rese nur zu sehen!) — oder Verdruß und Aerger darüber war, daß seine Geliebte in meinem Hause Schutz fand, und ihn eben jetzt durch Holbein fand — das alles weiß ich nicht; Gott weiß es! —

Ich komme nun zu meiner Heirath! Der 3te Mai 1802. war der Tag, wo ich durch priesterliche Einsegnung — und nach vorhergegangener Königlicher Einwilligung — aus der Gräfin Lichtenau, Frau von Holbein wurde. Diese Einwilligung des Königs ließ sich Herr v. K. wohl nicht einfallen; sonst hätte er sich wenigstens etwas menagirt. Um so mehr sehe ich mich veranlaßt, ihm damit in die Augen zu blitzen! Hier ist sie, von dem vor mir liegenden Originale Wort für Wort copirt:

„Besonders Liebe! Ich will Euch die eheliche Verbindung, welche Ihr nach Eurer „Anzeige vom 18ten d. M. mit dem rc. von „Holbein einzugehen beabsichtiget, ganz gern

„mit dem Wunsche erlauben, daß solche zu
„Eurer Zufriedenheit ausschlagen möge, be=
„willige Euch auch eben so gern, die zu einer
„Reise nach dem Carls Bade erbethene Erlaub=
„niß, und hoffe übrigens, da ich mich von
„dem Ungrunde der im verfloßenen Jahre zu
„Eurem Nachtheile ausgebreiteten Gerüchte
„überzeugt habe, daß Ihr auch jetzt zu Mei=
„ner Zufriedenheit Euch benehmen werdet. Ich
„bin Euer gnädiger König

„Friedrich Wilhelm.

„Potsdam den 24sten April 1802."

Wie nun? Ist Herr v. Holbein immer noch ein in Wien, erst durch mich ganz neuge=schaffener Edelmann? Der König erkennt ihn an; würde er das, wenn ich gegen das ausdrück=liche Gesetz im Landrechte (vom Adelstande, §. 13.) verstoßen hätte: „Kein Unterthan des „Staats soll, ohne Erlaubniß seines Landesherrn,

„Standeserhöhungen bei fremden Staaten zu„chen!" Erlaubniß aber habe ich auf keine Weise eingeholt! —

Doch was kümmert alles das, und das Landrecht obendrein, den Herrn v. K.? Er sagt seine Lüge im Tone eines Orakelspruchs, denkt zwar nicht an die Möglichkeit einer Einwendung oder Widerlegung, und schreitet sogleich zu einer neuen und gröbern. Kaum hat er mich in diesen Ehestand treten lassen — oder mit seinen eignen Worten: „Sobald diese Hei„rath erfolgt war, suchte der junge Gemahl bei „jüngern Frauen Befriedigung." O des elenden Klätschers, selbst wenn alles wahr wäre! Seit wann gehören denn die Geheimnisse des Ehestandes für das Publikum, und nicht vielmehr einzig und allein für die Gerichtshöfe, und einzig und allein auf die Anklage des beleidigten Ehegatten? Ich habe so eben zufällig vernommen, daß Herr v. K. zu einer zweiten Ehe zu schreiten gedenkt. Mich geht es auf Erden nichts an, ob er seiner Frau treu bleiben, oder anders-

wo Befriedigung suchen will; und eben so, ob sie ihm treu bleiben, oder ihn mit Hirschgeweih zieren wird. Seinen Principien zu Folge aber habe ich und jeder das Recht, seinem neuen Ehestande aufzupassen, und jeden Seitensprung des einen oder des andern Theils, wenn er auch nicht erwiesen ist, in den Schlesischen Provincialblättern, oder wo es mir sonst beliebt, vors Publikum zu ziehen! Welch ein horrendes Recht, welches ich mit Abscheu von mir stoße! — Doch Herr v. K. hat bei diesen wenigen Worten noch mehreres und ärgeres in Petto! Hätte er gesagt, mein Mann suche bei andern Frauen Befriedigung, so konnte dies als Tadel für ihn allein gelten. Er wählt aber dafür den Ausdruck jüngere Frauen, wodurch auf mein höheres Alter angespielt, und gewissermaßen zu erkennen gegeben wird, mit mir sei nun schon keine glückliche Ehe mehr möglich gewesen. Was das Erstere, das höhere Alter, betrifft — so empörend es auch für ein Weib ist, davon zu sprechen — so glaube ich doch, daß es dann nur

für einen Mann Entschuldigung (nie Rechtfertigung) der Untreue seyn kann, wenn das Alter auf eine schlaue Art versteckt worden, und es sich hinterher ungleich höher findet, als der betrogene Theil glaubte. Dieser Fall konnte bei mir nicht stattfinden; denn ehe noch Holbein mein Mann wurde, sah er meine erwachsene, sogar zum zweitenmale verheirathete Tochter, welcher einzige Umstand doch wohl alle Täuschung ausschließt. Was aber das zweite, die Möglichkeit einer glücklichen Heirath, anbetrifft: wie, wenn ich nun gegen alle Erwartung behauptete, sie sei wirklich glücklich — fast drei Jahre hindurch sehr glücklich gewesen? Ich bitte meine Leser, den Zweifel vor der Hand zu suspendiren: wie konnte diese Ehe, wenn sie glücklich war, in der Folge zerrissen werden? Ich werde hierauf weiterhin antworten; inzwischen wiederhole ich es nochmals, meine Ehe war im Ganzen so glücklich, wie irgend eine auf dieser unvollkommenen Welt ist. Beweise davon lassen sich — in einem gedruckten Buche — nicht füglich anders

geben, als aus Mund und Feder. Ich werde also dem Publikum einen Theil von den Briefen meines Mannes an mich mittheilen; und mein Geschlecht (hier bei weitem das strengere!) mag dann urtheilen, ob es darin Liebe — wahre, aufrichtige Liebe erkannt haben würde oder nicht?

Im Jahre 1803. machte mein Mann eine Reise nach Paris. Der damals noch lebende Großvater schrieb mir hierüber aus Wien, vom 22sten März: „— aber ich muß Ew. Gnaden „aus meinem wahren, guten und aufrichtigen „Herzen jene Bemerkung machen, wie mir dieses sehr auffallend seye, und nicht begreifen „könne: wie möglich seyn kann, daß sich zwey „sich einander zärtlich liebende Ehe-Leute auf so „lange Zeit bei dem dermaligen ohnehin noch „critischen Zeit-Lauf ohne aller Nothwendigkeit „Eines das andre so leicht verlaßen könne ꝛc.“ Er hatte ganz recht, der gute alte Mann! Aber

was konnte ich thun? Der Reisetrieb meines Mannes, die Sehnsucht, Paris zu sehen, und dort gewisse musikalische Zwecke zu verfolgen, war bei ihm so groß, daß ich ihn lieber auf eine geraume Zeit missen, als ihn durch überzärtliche Zurückhaltung mißmuthig machen wollte. Er reiste also den 21sten März ab — und hier sind einige von der großen Anzahl Briefe, die er mir während dieser Reise geschrieben:

„Neustadt an der Aisch. Heute am „3ten May hat die Vorsehung mit sonderbarer „Fügung, wieder deinen Werth bei mir er„höht. Ich fand um die Stunde, in der ich „dich vor einem Jahre von Gott für all mein „gehabtes Unglück zur Entschädigung erhielt, „ein Briefchen von dir an meinen Kopfküßzü„chen. Mein Gefühl glich einem heiligen „Schauer; ich hatte öfters schon die Ueber„züge in meiner Hand, ohne den Zettel zu „bemerken, und heute in dieser mir ewig hei„ligen Stunde mußte die Vorsicht mich damit „beglücken. Das kann nur Sie! rief ich

„aus — und Anoni mit der bekannten Fein„heit seiner Ausdrücke: Die andern sind „alle Stöcke! Kurz er fühlte mit mir, „und dies war mir genug. Wilhelm, Anoni, „und ich, wir feiern diesen Tag. — O Min„na! Ich sehe Dich bald wieder; selbst Wil„helm (mein Sohn) kann mich nicht mehr „halten, denn jeder Schritt vorwerts bringt „mich auch näher zu dir. In 8 Tagen bin „ich in Manheim, von Manheim nach Stras„burg, und dann an den Bestimmungsort. „Gott segne dich! Glaube mir, nicht weniger „als Dich kränkt mich unsere Trennung. Ich „kehre blos ehrenhalben nicht um; denn mein „Herz hängt mit der zärtlichsten reinsten in„nigsten Liebe an Dir. —

„Ich bitte Dich, schreibe ja recht oft. Ich „habe erst zwei Briefe von Dir, und memo„rire sie auch. Gott segne Dich, Geliebte „meines Herzens! Bleib mir gut, halte mich „Deiner Liebe, Deiner Achtung werth, und „Du hast den glücklichsten Menschen zum

„Mann, dar je in dieser Welt noch „lebte.“ —

„Manheim, 12ten May. Der Zufall „setzt mich in den Stand, dir ein großes „Vergnügen zu machen. Ich machte Bekannt„schaft in unsrem Gasthofe mit einem Englän„der, der mich zu einem hiesigen Maler und „Bilderhändler führte, um Tableaus anzuse„hen. Der Umgang mit dir hat auch sogar „in dieser Art Einfluß auf meine Bildung „gehabt. Ich wußte dieses und jenes von „Mahlerei zu sagen, erkannte verschiedene „Meister, und kramte aus mit meinem weni„gen Wißen. Er wunderte sich vielleicht mehr „darüber, daß das, was ich sagte, ein Mu„sikus sprach, als über meine kleine Bekannt„schaft mit der Kunst. So erkannte ich zum „Beispiel Rubens mit seiner dritten Frau, „Rembrand und Vandyk. Wie sehr wunderte „ich mich nicht, als ich diese drey, nebst ei„nem noch prächtiger gemahlten denkenden al-

„ten Kopf, den andern Morgen von ihm zum „Präsent erhielt. Die Art, mit welcher er es „mir gab, ertheilte dem wirklich schönen Ge„schenk doppelten Werth. Sie gehen mit die„sem Briefe von hier ab. Freue Dich ja „recht darüber, hörst Du? Sie sind von Dei„nem guten Mann, und das erste, was er „dir aus eignem Vermögen giebt. Aus eig„nem Vermögen? Wohin denk ich? Nein, „auch dieß ist von Dir, denn die Kenntnisse „sind es, die Sie mir erwarben. Alles was „ich bin, bin ich durch Dich, und Du mein „Alles. Tröste Dich mit meinem baldigen „Wiedersehen.“ —

„Strasburg, 30 Mai. In 4 Tagen „sind wir in Paris, wo ich schon Briefe „von dir zu finden hoffe. Ich habe noch im„mer nur 2 von dir erhalten, und suche alle „Fältchen meiner Sachen durch, ob ich nicht „noch wo ein Zettelchen von Dir finde. — „In jedem Fall muß ich Dich bald sehen.

„Ich bin so unglücklich ohne Dich, als glück-
„lich mit Dir ist

Dein

treuer Mann v. H. —“

„Paris, 9 Jun. Ich bin in Paris.
„Glücklich? — Nein — keinen Brief von
„dir — auch hier keinen. Hast du mich
„vergessen? Nein — o gewiß nicht, es
„ist nicht möglich. Sollte man sie unterschla-
„gen? Wahrscheinlich. — Voll Freude schi-
„cke ich hier auf die Post, glaube es müs-
„sen Briefe da seyn — Viele — und er-
„halte keinen. In diesem Augenblick meiner
„getäuschten Hoffnungen ist mein Herz zu be-
„klommen; ich kann, ich vermag nichts zusam-
„menhängendes zu schreiben. Ich bin sehr un-
„glücklich. Ich könnte dir manche gute Nach-
„richt geben, aber mir ist, als könnt ich in
„diesem Augenblicke nichts für gut, für ange-
„nehm halten.“ —

„Paris, 14 Jun. Der Verdacht, daß man
„unsre Briefe unterschlägt, bewog mich, an B.
„S. und J. zu schreiben. Ich bin deiner Lie=
„be zu gewiß, als daß ich glauben könnte, daß
„du mir nicht geschrieben hättest. Wenn ich
„nur wüßte, daß du gesund wärest, oder nicht
„ein andrer unangenehmer Vorfall sich ereignet
„hätte, der dich zu schreiben hinderte. Doch
„welch ein Vorfall könnte das! Du könntest
„ja schreiben lassen. O mein Gott, laß mich
„doch bald etwas von meinem Minchen hören!
„Von meinem Weibe! Du mein Weib! O
„welch ein Glück! Wann werde ich dich wie=
„dersehen? Wann dich wieder an mein lie=
„bendes Herz drücken? — Gestern sah ich in
„den Tuillerien den zweiten Consul. Ein
„Mann von 60 Jahren, mit den Geist= und
„Charactervollsten Zügen. Sein Anzug war
„blau mit Gold gestickt. Als er noch unge=
„fähr 100 Schritte von der Wache entfernt
„war, rückten die Soldaten aus, die Trom=

„meln wirbelten ganz dumpf, und 8 Mann „Kavaleristen umringten seinen wartenden Wa„gen. Er gieng langsam, mit noch zwei Gro„ßen, majestätisch, ernst und freundlich um „sich blickend, die Allee herauf. Doch eine „sanfte, ich möchte sagen leidende Melancholie „war auf seinem blaßen Gesichte verbreitet, sein „Ganzes stößte Ehrfurcht ein und schien Gehor„sam zu gebieten. Ich gestehe es, ein sonder„bares Gefühl bemächtigte sich meiner, in mir „stieg der Wunsch auf, sein Vertrauen zu be„sitzen, und mit ihm weinen zu können.“ —

„Paris, 5ten Jul. Ich bin gottlob ge„sund, allein ich war sehr krank — krank „vor Schreck, denn stell dir vor! Ich sitze „ruhig beim Restaurateur und eße, und mei„ne beide Nachbarn erzählen sich, daß die „Gräfin Lichtenau in Karlsbad vor kurzem ge„storben sei. — Die Möglichkeit, daß man „die Bäder verwechseln, und anstatt Codowa „Karlsbad sagen könnte, leuchtete mir ein,

„und ich blieb wie eine Bildsäule sitzen. End„lich sprang ich auf, fragte nach der Ruelle, „konnte mich aber nicht mehr halten, sondern „mußte mich von den beiden Fremden in ei„nem Wagen nach Hause bringen lassen. Ich „hatte schon 3 Wochen keinen Brief von dir „bekommen und länger, und meine Hypo„chondrie machte mir mein Unglück noch wahr„scheinlicher. Ich lag bereits in dumpfem un„nennbarem Gefühl meines Schmerzens auf „meinem Bette, als man mir Deinen lieben „lieben Brief brachte. Ich möchte sagen, die„se Freude that mir weher als der Schmerz. „Ich bin sehr schwach, und kann keine Thüre „zuschlagen hören wie vor 2 Jahren, und „nun denke mich in dem vermaladeiten Lerm „darin! — Gewiß sehe ich dich Mitte Au„gust: denn ich muß um mich zu stärken „meiner Sehnsucht ein sichres Ziel setzen. Ich „kann es nicht mehr aushalten, so allein „und verlaßen zu leben.“ —

„Paris, 9 Jun. Meine Lage wird
„mir mit jedem Tage hier lästiger, und ich
„würde heute reisen, wenn mich nicht noch
„ein paar kleine Hofnungsfäden hielten. Ich
„weiß nun, wie es im Himmel und in der
„Hölle aussieht; das heißt bei dir in Bres-
„lau, und allein in Paris. Dort umgeben
„von Menschen die mich lieben — und hier
„einsam und verlaßen — denn wir Deutschen
„sind hier verachtet. Ich hörte gestern Je-
„mand im Theater zu seiner Schöne sagen,
„daß er nicht mehr mit ihr gehen würde,
„wenn sie sich so deutsch aufführen wollte.
„Gott erhalte dich mir, und lasse mich dich
„gesund finden. Ich freue mich immer wenn
„ein Tag vorbei ist, weil ich mir den 3ten
„August auf jeden Fall zu meiner Abreise be-
„stimmt habe. — —“

Diese Briefe, die ursprünglich nichts weniger
als zum Drucke bestimmt waren, von denen ich

aber nothgedrungen Gebrauch machen muß, werden hinlänglich beweisen, mit welchen schwarzen Farben der Herr v. K. meinen Ehestand gemahlt hat. Entweder die Männer sind ganz allgemein Ungeheuer von Verstellung, oder aber es ist hier keine Verstellung, sondern wahre Liebe. Eben diese dauerte auch noch im Jahre 1804. auf gleiche Art fort. Jetzt traf die Reihe zu reisen mich, und ich mußte in der Schicklerschen Prozeß-Angelegenheit nach Berlin. Meines Mannes Briefe folgten mir nach, und auch von diesen will ich einige Fragmente mittheilen.

„Breslau, 25 Jan. 1804. Gott gebe, daß ich dich bald wieder habe; denn „mit Zuversicht glaube ich, daß der König „unfähig ist, nicht Rücksicht auf deine überstandenen Leiden zu nehmen. Wir sehen ja „jetzt doch endlich einmal ein Ende; laß es „seyn, so schlimm es will, so haben wir noch „immer auf ein Glück zu rechnen, was wir „uns selbst schaffen können. Ich tröste mich

„mit dem Gedanken, daß nun endlich die Zeit „gekommen, welche die Krisis unserer Lage „gereift. Ja, liebe Frau, diese Hoffnung, „diese Zuversicht, mit der ich nun ein Ende „unserer Leiden sehe, läßt mich ganz über be„vorstehende Kränkungen und Leiden hinweg„blicken. Ja sie läßt mich eine Zeit hoffen, „in der wir weder Cammer-Gerichts-Acten, „weder Klagschriften, noch Bettelbriefe erhal„ten werden. Wo nichts ist, hat der Kaiser „das Recht verlohren. Man wird aufhören „uns zu beneiden, und darum auch eher un„sern persönlichen Wehrt zu erkennen an„fangen. —"

„Zufriedenheit, die Mutter jedes Glücks, „werde uns zu Theil! Was frage ich nach „allem, wenn du mich nur stets liebst, wenn „nur du mir stets lieblich lächelst? Alles „was Entbehrung heißt, vergeße ich, im se„lig belehrenden Genuß deiner Gesellschaft, ja „mich selbst, und werde ein Theil deines „Ichs. — Du lächelst, und meinst ich werde

„romantisch? Lächle nicht! Denn die schön-
„sten Gefühle sind den meisten Menschen
„fremd, und nur darum hält er oft eine Em-
„pfindung überspannt, deren er nicht fähig ist.
„Laß uns drum immer diese schönen Gefühle
„der idealischen Welt näher bringen, denn
„nur in ihr blüht des Menschen wahres
„Glück.“ —

Hier breche ich ab! Leser und Leserinnen mögen nun urtheilen, ob sie es wohl geglaubt hätten, daß eine, auf eine so feurige Liebe gebaute Ehe zerreißen würde? Ich selbst war die Letzte es zu glauben; und dennoch ist es geschehen! Hätte Herr v. K. nichts weiter gesagt, als: „Jetzt hat Herr v. Holbein die Gräfin „verlassen“ — ich würde dazu in der Stille geseufzt und geschwiegen haben. Nun aber nimmt er zum Schluß noch einmal seine ganze Verläumdungskunst zusammen, um gegen mich und Holbein zugleich eine Infamie vom ersten Range auszustoßen — schließt mit einer offenbaren Unwahrheit — und geht dann mit dem Stolze

des (mißharkenden) Hercules davon. — Die Unwahrheit ist, daß ich nach Wien gegangen, „wo ich mein Leben zu beschließen gedenke." Hat dieser Gedanke vielleicht den Herrn v. K. bewogen, mich so ganz ohne alle Schonung zu behandeln, weil er geglaubt, dort müsse und werde ich alles über mich ergehen lassen? Nun, er sieht, er hört, daß ich wirklich wiederum in Breslau bin; und ob ich hier oder anderswo mein Leben beschließen werde, weiß bis jetzt niemand als Gott allein! Aber selbst wenn ich in Wien geblieben wäre, würde ich in die Länge nicht gegen ihn geschwiegen haben. Dort war es, wo mir die Nachricht von seinen Lästerungen aus Schlesien nachgeschickt wurde! Dort war es, wo eine edle Familie, die mich längst von einer andern und bessern Seite kennt, — und warum sollte ich sie nicht nennen? — das Gräfliche Haus Collowrat, mir das innigste Mitleid bezeugte, daß ich in der Schrift des Herrn v. K. auf eine so unwürdige Art behandelt worden! Dort war es, wo ich, selbst auf öffentli-

cher Straße, von einem Ausländer, einem gläubigen Jünger des Herrn v. K., auf die unanständigste Art angefallen wurde, dem aber gar bald der würdige Hofrath von Ley von der Wiener Policei Stillschweigen auflegte! Da schon entstand in mir der Entschluß, mich öffentlich zu vertheidigen; denn es ist mir an der guten Meinung des Wiener Publikums nicht weniger gelegen, als an der von Breslau, oder Berlin, oder wo sonst mein Name bekannt ist. Mit der Achtung nun, die man dem Publikum, und sich selbst schuldig ist, werde ich auch über die Trennung von meinem Manne sprechen; und ohne mich auf die ausgestoßene Infamie des von K. direct einzulassen, wird sie im Laufe meiner Erzählung von selbst in ein Nichts verschwinden! —

Es war am 31sten Januar des Jahres 1806, als mein Mann mich verließ. Verließ? So kann man es jetzt nennen, da er seit dieser

Zeit — also schon über zwei Jahr — nicht wieder zu mir zurückgekehrt ist! Damals aber wäre dieser Ausdruck viel zu stark, und eigentlich ganz unrichtig gewesen. Es waren nämlich kurz vorher zwei Briefe aus Gräz in Steiermark eingelaufen, worin er aufgefordert wurde, dahin zu kommen, weil seine Mutter sich in Todesgefahr befinde, und ihn noch einmal zu sehen wünsche. Eine solche Aufforderung verdiente von seiner, und zugleich von meiner Seite Respect; er rüstete sich also sofort zu einer Reise nach Gräz. Der Abschied lautete nichts weniger als auf immerwährende Trennung; vielmehr waren seine letzten Worte: Wirst du mich auch so aufnehmen, wenn ich wiederkomme, als du mich aufnahmst, da ich von Paris zurückkam? — Wie hätte ich dies nicht versprechen sollen; und so schieden wir, mit inniger Zärtlichkeit von meiner Seite. Die seinige äußerte sich gleich darauf durch Briefe, die er mir Schlag auf Schlag von den verschiedenen Poststationen, Ohlau, Troppau, Wischau, und zuletzt von Wien

schrieb. Von seiner Reise nach Grätz meldete er, er würde sie thun, aber er fürchte, der Mutter zu begegnen, wo nicht gar sie vorbeizufahren. Bald darauf hieß es, die Mutter habe sich in Grätz operiren lassen, und sei am 25sten Februar in Wien angekommen. Dazwischen befanden sich eine Menge theatralische Nachrichten. Mein Mann hatte sich einige Zeit vorher mit dem lebhaftesten Enthusiasmus in dieses Fach geworfen, hatte den Fridolin, die Tyrannen von Syrakus ꝛc. geschrieben, hatte den erstern vergeblich auf das hiesige Breslauer Theater zu bringen gesucht, und machte nun den gleichen und glücklichern Versuch in Wien. Auf einmal und ganz unerwartet gerieth sein Briefwechsel ins Stocken — und mit ihm stockt auch meine Erzählung. Das Ganze würde ein Buch erfordern, welches zu schreiben mich der Himmel behüten wird. Nur einige unumgänglich nöthige Data! Ich erfuhr nun ganz positiv, daß mein Mann nie wieder zurückzukommen gedenke. Ich erfuhr die Lästerungen meines Wohnorts, wo

man die Schuld davon lediglich in mir selbst suchte. Auf der andern Seite nannte man sogar hier, geschweige denn in Wien, ganz laut eine Dame, als die eigentliche Ursach dieser plötzlichen Umwandlung. Ich würde sie nicht nennen, würde sie ganz aus dem Spiele lassen, wenn sie sich nicht selbst dem Publikum, zu welchem ich rede, dargestellt hätte. Ihr Bild steht als Titelkupfer vor dem, bei Herrn v. Schönfeld herausgekommenen Schauspiel: Mirina, Königin der Amazonen, von Franz v. Holbein; und ihr Name ist Madame Rose, Hofschauspielerin in Wien. Ich erhielt nun von dorther den Rath, selbst hin zu kommen und das Nähere zu erforschen, und ich that es im Monat April. Ich habe Madame Rose gesehen, und sie mag sagen, ob ich ihr auf irgend eine Art unanständig begegnet bin. Auch sie hat sich gegen mich sehr artig benommen, und mir auf die Frage, ob sie sich von ihrem Manne scheiden lasse, die auch für mich sehr tröstliche Antwort gegeben: Man kann sehr edel seyn, und

doch nicht zusammen passen! Da aber nur der kleinste Theil des Publikums für diesen Edelmuth Sinn hat — da überdies der ganz gemeine Menschenverstand dagegen noch den Einwurf machen würde, daß man im Falle des Nicht-Zusammenpassens besser gethan hätte, sich von Anfang gar nicht zusammenzufügen — so that ich an meinen Mann die, glaube ich, sehr billige Forderung, zu Madame Rose zu gehen, so oft er wolle, aber nicht ohne meine Begleitung. Dieser Vorschlag aber wurde weit weggeworfen, und nun mußte ich hören — was freilich mit dem obigen Briefe aus Manheim vom 12. Mai in geradem Widerspruch steht — er habe ihr (Madame Rose) alles zu verdanken. Zitternd erwiederte ich: Wenn das so ist, so habe ich nichts mehr zu sagen — nahm meinen Shawl, und ging. Von seiner Seite erfolgte nun die schriftliche Erklärung: Wir sind getrennt wegen Deiner gestrigen Aeußerungen — und von der meinigen, die Zurückgabe des Trauringes an die Mutter. In einem Briefe

vom 30sten April hieß es unter andern: „Die „Ehre der würdigen Rose und ihres „braven Mannes werde ich vor Dei„nen Angriffen zu sichern und meine „Eigne zu erhalten wissen." Auf diesen Punct werde ich in der Folge noch zurückkommen, jetzt blos dies, daß ich allein nach Breslau zurückkehrte, aber Ende Octobers durch die Kriegs-Trubeln wieder nach Wien gescheucht wurde.

Hier nun hatte ich mit meinem bisherigen Manne, in Gegenwart meiner Schwägerin, der Stallmeisterin Enke, und ihrer Tochter Wilhelmine, die nöthigenfalls darüber vernommen werden können — ungefähr folgendes Gespräch:

Ich. Holbein! Nur eine einzige Gefälligkeit! Du willst, wir sollen getrennt seyn; ich bin es zufrieden. Aber sage mir doch zu meiner Beruhigung, was ist denn eigentlich die wahre Veranlassung zu dieser Trennung?

Mad. Enke. Sagen Sie mir um Gottes Willen ꝛc.

Er (sich beide Ohren zuhaltend). Davon will ich nichts hören! (Endlich die Hände ab von den Ohren) Nun wenn Du es denn wissen willst, so wisse, daß ich nicht den mindesten Zwang in der Ehe ertragen kann. Ich muß meine Freiheit haben, wie ein zügelloses Pferd!

Ich. Wenn das ist, so habe ich nichts weiter zu sagen. Ich habe dich zwar nie genirt; du hast gethan, was du gewollt hast; bist ohne mich in Paris, in Posen, zweimal in Wien gewesen ꝛc.

Ueber dieses Gespräch habe ich hinterher reiflich und ruhig nachgedacht, und finde darin wenigstens einen Schimmer von Aufschluß über meine, mir selbst so dunkle Trennungs-Geschichte. Als ich Holbein zuerst kennen lernte, fand ich in ihm blos das musikalische Talent. Während unsrer Ehe entwickelten sich in ihm der Talente mehrere. Er fiel auf die Erfindung des

neuen musikalischen Instruments, Uranikon, wandte darauf Tag und Nacht die äußerste Anstrengung, und zugleich große Kosten; gleichwohl aber ist es in der Folge nicht zur Reife gediehen. Er warf sich, wie ich schon gesagt, ins theatralische Fach, und schrieb mit großem Fleiße mehrere Schauspiele; äußerte auch zuweilen, daß er Schillern, wo nicht zu übertreffen, doch zu erreichen gedenke. Hätte die hiesige Theater-Direction, die schon ein Stück von ihm, das Verhängniß, mit Beifall auf die Bühne gebracht hatte, auch den Fridolin angenommen — wie sie es hinterher that, nachdem er bereits überall gegeben wurde — so erfolgte wahrscheinlich zwischen uns keine Trennung. So aber trieb ihn sein Theaterdichter-Geist nach Wien, wo, ohne alle Nebenideen, die Bekanntschaft der Madame Rose, als Schauspielerin vom Range, für ihn erstes Bedürfniß war. Durch sie erhielt er, was er in Breslau vergeblich suchte, und das Wiener Theater gab von da an eine ganze Reihe seiner Stücke. Die

Verdienste, die Madame Rose hierin hat, begehre ich auf keine Weise anzutasten; und wenn Holbeins Aeußerung gegen mich, er habe Madame Rose alles zu verdanken, blos Bezug aufs Theater hat, so wende ich nichts dawider ein, gestehe vielmehr, daß ich mir hierin nicht das geringste Verdienst anmaßen kann. Wenn es denn nun recht ist, die Liebe — der Kunst, das untheatralische Weib — der theatralischen, die ältern Verdienste — jüngern aufzuopfern: so ist alles in seiner gehörigen Ordnung, und ich könnte unglücklich seyn, ohne darüber klagen zu dürfen. Aber eben hierüber ist nun die Frage, ob es recht ist? Hätte ich je auch nur geahndet, daß meine Ehe aus einem solchen Grunde, so schön er auch klingen mag, zerrissen werden sollte, nie würde ich sie geschloßen haben! Wer sich indeß in eine dreijährige Gefangenschaft zu finden wußte, findet sich auch in so etwas; und ich würde über diese ganze Geschichte das tiefste Stillschweigen beobachtet haben, hätte nicht der Herr v. K. einen so ab-

scheulichen öffentlichen Angriff auf mich gethan, und Holbeins Ehe mit mir als ein so schweres Kreuz dargestellt, daß er lieber wieder Lichtputzer werden wollen ꝛc. Ueber diesen niedrigen Ausdruck habe ich ihn längst gerechtfertigt; auch ist er ja gegenwärtig Theatersecretär bei dem Wiener Theater, um welchen Posten Madame Rose abermal Verdienste haben kann, die mir gänzlich fehlen. Aber er hat mich nun doch wirklich verlassen, und der Schein ist gegen mich. Ich sehe mich daher genöthigt, mit einem Documente hervorzurücken, welches noch mehr beweisen wird, ob ich verlassen zu werden verdiente. Um Holbein zu schonen, gebe ich davon blos den sanftesten und gelindesten Theil.

„Glogau, 13 September 1806. Gott, „was steht mir Aermsten noch zu erleben übrig! „Wer hilft mir armen Vater die Vergebung „der Fehltritte meines Sohnes erbitten! All„mächtiger Beistand, hilf du mir durch diese „Zeilen das Herz einer Gemahlin trösten, die „Wuth einer Wohlthäterin ersticken, die so

„äußerst beleidiget ist. O daß ich doch nicht
„so vermögend bin, die Straße und den Ort
„erreichen zu können, wo dieser — irrege=
„führte den Grundstein zu seinem künftigen
„Elend legt. O Jugend, o blinde Leiden=
„schaften, was könnt ihr wohl alles unterneh=
„men! O könnte ich doch in diesem Augen=
„blick als Vermittler eintreten, und meinen
„unglücklichen Sohn noch aus den Klauen des
„Verderben reißen. Sollen die Bitten eines
„im Elend grau gewordenen Vaters, sollten
„meine Thränen, sollte das Bild meines
„Elends nicht auf sein kindliches Herz würken.
„Sollte meine Ueberredungskraft und väter=
„liche Warnungen nicht hinreichend seyn, den
„Keim einer jugendlichen Leidenschaft zu er=
„sticken, und diesen irregeführten in seine
„glückliche Laufbahn wieder einführen zu kön=
„nen? O ja, wäre es mir nur möglich ihn
„selbst sprechen zu können. Mein Herz ist zu
„voll, ich kann nicht mehr schreiben, Thränen
„des Mitleids und des Grimmes erlöschen

„meine Zeilen, und die Empfindungen des „Schmerzes machen meine Denkkraft erstarren. „Glauben Sie, Schätzbare, unglückliche, gute „Frau, daß es in meiner Macht steht, oder „daß ich auch nur beitragen könne, ihre Wie„derversöhnung (wenn Sie selbe wünschen) „herzustellen, wollen Sie es, so erwarte ich „Ihre Befehle. Vor allen aber sehen Sie „hier diesen armen Vater auf seinen Knieen die „Vergebung seines Sohnes erbitten. Sie ken„nen den Werth edler und großmüthiger Hand„lungen durch Selbstausübung zu gut, als daß „ich das lobwürdige davon wiederholen sollte, „und Ihr Herz, das so geneigt ist, das Wort „Vergebung von sich zu athmen, kann ohn„möglich unerbittlich für jenes Geschöpf seyn, „was Sie doch so fest durch Liebe fesselte. O „würdigen Sie mich doch dießmal einer Ant„wort, schütten Sie ihr gekränktes Herz ganz „aus, mengen Sie ihren Schmerz mit dem „meinigen, und rechnen Sie auf alles, was „in meiner Macht und Kräften steht, um zu

„Ihrer Seelenruhe beizutragen. Lassen Sie, „edle Wohlthäterin, den armen nun doppelt „unglücklichen Vater den Fehltritt seines Soh- „nes nicht entgelten. Entziehen Sie ihm nicht „ihre Gnadenhand, sonders in jenem Zeit- „punct, wo er Sie auch nur um eine ganz „kleine Hülfe anflehet. Wie edel, wie groß- „müthig würde wohl diese Handlung seyn, „den Vater desjenigen zu unterstützen, der „Sie beleidigte. Welch seltnes Beispiel, nur „alleinig von ihrer Denckart zu erwarten, und „nach dem MaaßStabe der edlen Grösse dieser „Handlung berechnen Sie den Namenlosen und „ewigen Dank und Hochachtung

„des unglücklichen Vaters
„Caspar v. Holbein."

Meine Thränen benetzen diesen Brief. Ich werde den guten Alten nie vergessen: von dem Sohne aber bin ich auf immer geschieden! Und weil denn doch Herr v. K. auf eine so unanstän- dige Art meiner Wünsche spottet, so wünsche

ich hierdurch vor ganz Deutschland, daß Herr v. Holbein, wenn er zum zweitenmale in den Ehestand treten sollte, wieder eine Frau finden möge, die ihr Silberzeug, Terrinen, Leuchter, Theemaschine, an einen Juden verkauft, um ihm das Vergnügen zu machen, nach Paris reisen zu können; die ihn nach der Rückreise bei einem Nervenfieber 6 Wochen lang Tag und Nacht wartet und pflegt; die endlich — welches er allein verstehen wird und soll — nach der Berliner Reise, über einen inhaltsschweren Zettel von nur drei Zeilen, den Schleier der Vergessenheit deckt! Das sind meine Wünsche; wen sie schmerzen, der halte sich lediglich an den Herrn v. K., der mich nöthigte, sie öffentlich zu thun! —

Meine Apologie scheint nun zu Ende zu seyn; und wer möchte es lieber wünschen als ich selbst! Aber leider bin ich davon noch weit entfernt. Gütiger Himmel, was thut der Mensch nicht oft für thörigte Wünsche! Im Jahre —

ich weiß nicht mehr in welchem — besuchte mich in Berlin der bekannte, nun verstorbene Professor Meißner aus Prag, den ich schon in Dresden hatte kennen lernen. Er war so galant, mir zu meinem Geburtstage ein geschriebenes Gedicht zu überreichen. Ich fühlte mich dadurch geschmeichelt, und hätte es gern gedruckt gesehen, wobei ich gegen ihn ganz offenherzig äußerte, es wäre mir eine so liebliche Vorstellung, meinen Namen öffentlich gedruckt zu lesen. Er versetzte darauf, dazu könne schon noch Rath werden. O es ist Rath geworden — überschwenglich Rath geworden. Man versichert mich in allem Ernste, daß wenn man alle Schriften sammelte, die entweder von mir allein handeln, oder worin meiner erwähnt wird, so würde dies schon eine kleine Bibliothek ausmachen. Insbesondere ist mir folgender auffallende Titel mitgetheilt worden: „Bekenntniße der Gräfin „Lichtenau, ehemaligen Madame Rietz. Aus „schriftlichen Urkunden gezogen vom Mann mit „der rothen Mütze. Pyrmont, 1798. 8.“ Von

eben diesem Buche ist in der nächsten Leipziger Messe eine zweite Auflage und ein zweiter Theil erschienen, der auch den besondern Titel führt: „Unpartheiisches Verhör der Gräfin Lichtenau.“ Ich habe diese Schrift nie gesehen; gleichwohl ist es über allen Zweifel gewiß, daß sowohl diese Bekenntnisse als das Verhör völlig falsch und untergeschoben sind. Was das Publikum hier erhält, sind meine ersten und echten Bekenntnisse, und schwerlich dürfte es je derselben mehrere erhalten. Man hat mir ein hohes Beispiel aus der Geschichte zur Nachahmung vorgehalten. Nach dem Tode des Erzbischofs Tillotson in London fand man unter seinen Papieren ein Packet Schmähschriften gegen ihn, die er selbst gesammelt, und mit eigner Hand darauf geschrieben hatte: Ich vergebe den Urhebern dieser Schriften, und bitte Gott, daß er ihnen gleichfalls vergeben möge! Das ist vortrefflich; aber ich gestehe gern, daß ich mich als Weib nicht zu dieser Höhe emporschwingen kann. Vergeben — ja! Aber sammeln, und sie Stück für Stück

durchgehen — nein, um keinen Preis der Welt! Es hat mich so schon genug gekostet, nur meine vorigen Gegner zu lesen, und ihnen die nöthige Antwort zu ertheilen; mehr als Einmal ist während dieser peniblen Arbeit meine Gesundheit erschüttert worden, und ich habe Pausen machen müssen. Das Einzige, was ich noch thun kann und will, ist, daß ich noch ein halbes Dutzend Schriften der Art vornehme, welches mir nunmehr ungleich leichter werden muß, theils weil ich schon einigermaßen abgehärtet bin, theils weil immer wieder alte Dinge vorkommen, auf die ich schon oben geantwortet.

Die erste Schrift ist nichts weniger als eine verächtliche Brochüre, sondern ein großes historisches Werk von einem angesehenen Staatsmanne; nämlich die: Histoire des principaux événemens du Règne de Fréd. Guillaume II., Roi de Prusse, par Ségur l'ainé. A Paris, 1800. 3 tom. 8. Die beiden mich betreffenden

Stellen finden sich tom. I. p. 71 etc. und tom. III. p. 243. Ich fühle mich nicht wenig verlegen, indem ich die Feder ergreife, meine Gedanken über und gegen diese Stellen niederzuschreiben. Noch in diesem Augenblicke steht mein Vaterland unter der Gewalt der französischen Nation, und wahrscheinlich kann diese Schrift gar nicht einmal ins Publikum kommen, ohne erst die französische Censur zu passiren. Unter diesen Umständen scheint es nicht wenig bedenklich, und sogar gewagt, etwas gegen eine höhere französische Autorität zu sagen. Allein ich provocire auf folgende drei Puncte! Einmal, ist hier blos von einer vormaligen französischen Autorität die Rede. Ségur war, wie ich mich noch ganz wohl erinnere, vor dem Jahre 1792. Gesandter in Berlin: also vor dem Revolutionskriege, seit welchem — zwar nicht dem Kalender, aber doch den Begebenheiten nach, Jahrhunderte verstrichen sind. Sein Gegenstand ist lediglich die vorige und der Anfang der jetzigen Preußischen Regierung, der also mit den gegenwärtigen Be-

gebenheiten nicht das mindeste gemein hat, so daß es völlig gleichgültig ist, ob Ségur gewisse Sachen aus diesem, ich hingegen aus einem andern Gesichtspunete ansehe. Zweitens, ich habe eine so hohe Opinion von der Gerechtigkeitsliebe der französischen Nation, daß wenn auch Ségur noch in diesem Augenblicke Gesandter wäre, und er hätte mir oder irgend Jemand in einer Schrift Unrecht gethan, sie mir gewiß nicht die Erlaubniß versagen würde, mich — es versteht sich, mit dem Anstande, den man ja schon dem Publikum schuldig ist — öffentlich zu vertheidigen. Endlich drittens, so sehr auch meine ganze gegenwärtige Lage und Stimmung mich zur tiefsten Eingezogenheit und Retirade von der großen Welt antreibt, so bin ich doch nicht ganz unbekannt mit der hier in Breslau befindlichen französischen Welt. Ich habe die Ehre, den Herrn Marschall Mortier zu kennen, und in ihm einen Beschützer zu verehren. Der würdige General La Houssaye logiert bis diese Stunde noch in meinem Hause, und der treffliche Oberst La

Fite hat mehrmal kurze Zeit unter meinem Dache gewohnt. Sie alle sind Zeugen, ob ich bei meinen, übrigens fortdauernden Preußischen Gesinnungen, mir jemals auch nur die leiseste Animosität gegen die große Nation habe zu Schulden kommen lassen. Mit völliger Unbefangenheit also, als sei in dem Zustande der Dinge gar nichts geändert, werde ich von und über Ségur und die mich betreffenden Stellen sprechen.

Ségur ist, wie sein ganzes Werk zeigt, kein Freund von Fr. Wilh. II. In meinem Artikel wirft er ihm unter andern vor, daß er das französische Schauspiel aus Berlin vertrieben. So verzeihlich, ja löblich es von Ségur ist, daß er für seine Nation eifert, so war es doch für den König noch verzeihlicher, noch löblicher, daß er dies that. Er war ja kein französischer, sondern ein deutscher König; und ich erinnere mich noch sehr wohl, mit welchem Enthusiasmus es aufgenommen wurde, als er an Gleim

schrieb: „Zur Aufmunterung könnet ihr der „deutschen Muse die Versicherung geben, „daß ich mit Vergnügen ihr Beschützer seyn „werde.“ In gleichem Geiste handelte er nun auch in Beziehung auf das Theater. In Berlin ist bekanntlich die Menschenzahl nicht so groß, daß zwei Theater füglich zugleich bestehen könnten. Er faßte also schon als Kronprinz den Entschluß, einst die vaterländische Bühne auf einen höhern Grad von Vollkommenheit zu bringen, und dagegen die französische aufzugeben. Dadurch wollte er zugleich seinen Unterthanen beweisen, daß die Beschuldigung einer Vorliebe für das französische Schauspiel, die ihm öfters zu Ohren kam, ungegründet sei.

Ségur spricht ferner von der Superstition des Königs. Wenn aber nicht etwa alle Religion Superstition seyn soll, welche Behauptung ich von einem solchen Manne nicht glauben kann; so verdiente doch, dünkt mich, die allererste Erklärung des Königs einen andern und bessern Namen. Sie lautete also: „Ich will, daß die

„christliche Religion aufrecht erhalten werde; „denn sie ist die Stütze des Staats. Wir „sind Christen, und haben Ursach Gott zu dan„ken, daß wir es sind. Ich bin tolerant, und „werde niemand wegen seiner Meinungen verfol„gen: aber auf christlichen Kanzeln und Lehr„stühlen müssen auch christliche Lehrer seyn. Ich „will nicht, daß meine Unterthanen sich zum „Aberglauben und zur Schwärmerei hin„lenken: aber eben so wenig will ich, daß „Freigeisterei und Socinianismus einreiße.“ — Wenn es in der Folge nicht ganz bei dieser Erklärung geblieben ist; so hat sich das Publikum, und die ganze Welt, weit weniger an den König, als an einen Mann zu halten, von dem ich nicht sprechen will noch kann, dessen Namen ich aber frei nenne — Bischofswerder.

Am längsten hält sich nun Ségur bei dem Kapitel volupté auf, von dem es so delikat zu sprechen ist: aber ich werde die schon gedruckten Indelikatessen wahrlich nicht vermehren, sondern vermindern. Vorher nur eine sehr nothwendige

Notiz! Als Ségur in Berlin Gesandter war, hatte ich noch ganz und gar keinen Zutritt am Hofe. Das Fräulein von Voß hingegen, nachmalige Ingenheim, hatte ihn, schon durch ihren bloßen Adel, und noch mehr dadurch, daß sie Hofdame war. Mich also konnte Ségur nicht füglich kennen lernen, wohl aber die Voß, und mit dieser stand er auch zuletzt in einem nähern freundschaftlichen Verhältnisse. Hier verräth sich nun gleich die Quelle der über mich gefällten äußerst schimpflichen Urtheile. Ihm zu Folge bin ich „une madame de Rietz, célèbre „par le déréglement de ses moeurs, la basses„se de son caractère, et l'infamie de son ma„ri.“ — Ein Gesandter ist eine heilige, unverletzliche Person; die darf man also nicht Lügen schelten: sonst hätte ich hiezu große Lust! Das einzige déréglement, welches ich auch frei eingestanden, ist, daß ich die Geliebte des Kronprinzen war, und von ihm mehr als Einmal Mutter wurde; aber dieser Vorwurf nimmt sich in der Feder eines Mannes sehr sonderbar aus,

der zu einer Nation gehört, wo dieses déréglement vormals unter Ludwig XIV. und XV. ganz an der Tagesordnung war. Ist nun noch von einem anderweitigen déréglement die Rede, wie es scheint, so fordere ich Beweis: aber freilich einen stärkern und solidern, als die Einflüsterungen einer Feindin von mir. La bassesse de mon caractère — mag nunmehr das Publikum richten, wenn es meine Schrift gelesen haben wird. Quant à l'infamie de mon mari, so ist dieser Ausdruck immer viel zu stark: doch Er selbst mag sich dagegen verantworten; und wie 'lose dieses Band war, habe ich oben schon angeführt. Nun fährt Ségur vom Könige fort: „Il ne put „jamais rompre ce honteux lien." Bis auf das einzige gedehnte Wort, ist das übrige vollkommen wahr. Ja, bis an seinen Tod hat der König das Band mit mir nicht zerrissen. Aber hätte denn Ségur nicht gerade hieraus schließen sollen, es müsse wohl kein honteux lien seyn? Ist etwa das déréglement des moeurs, die bassesse de caractère der natürliche Stoff für ein

festes und dauerhaftes Band? Selbst wenn beide Theile dieser Art vorausgesetzt werden: muß nicht das Band nur um so schneller zerreißen? Im Gegentheil ist Freundschaft, allenfalls mit der Erinnerung an ehemalige Liebe, ein demantfestes Band; und daß dieses wirklich dagewesen, habe ich bereits oben auseinander gesetzt. Ségur hätte sich demnach alles Kopfbrechen ersparen können, wie der König „malgré cette hon„teuse dépendance, ardemment épris de ma„dem. de Voss“ seyn konnte. Er durfte nur, statt honteuse dépendance — amicale persévérance setzen, so ist alles klar und deutlich. — Ueber die titres und trésors, die an mich und meinen Sohn verschwendet worden, ist meine Rechenschaft schon abgelegt. Ségur muß in diesem Augenblicke die französische Geschichte vergessen haben; sonst würde ihm eingefallen seyn, was dort die Könige für ihre Geliebten und natürlichen Kinder thaten, wogegen das, was für mich und meinen Sohn geschah, gar nicht in Vergleichung kommt. Er erwähnt darauf, daß der Kö-

nig bei dem Tode meines Sohnes, des Grafen von der Mark, untröstlich gewesen. Aeußerst betrübt, das ist gewiß: und soll etwa der Vater über den Tod seines, wenn gleich natürlichen, Kindes nicht trauern? Doch die Umstände dieses nur allzu schnellen Todes trugen dazu noch mehr bei, als der Tod selbst. Diese wußte unstreitig Ségur nicht; ich weiß sie — und schweige.

Es folgt nun ein besonderer Artikel über das Fräulein von Voß, der aber — für eine ehemalige Freundin — sehr flüchtig gearbeitet ist. „Cet hymen n'eut pas lieu“ muß ich dahin abändern: cet hymen eut pourtant lieu; nämlich zur linken Hand! Damit fällt nun schon das folgende weg: „mad. de Voſs aima mieux „ſacrifier ſa vertu que la gloire de ſon „amant,“ welches an sich schon keinen rechten Sinn hat, da der Ruhm eines Königs wohl nimmermehr davon abhängt, ob er eine oder keine Frau zur linken Hand hat. Uebrigens verräth sich die Partheilichkeit für Fräulein von Voß, und die Animosität gegen mich, auch hier

hinlänglich. Nur meine titres, nur meine trésors, die ich damals noch gar nicht besaß, werden verschrieen; von ihren titres und trésors — keine Sylbe! Wie? Fanden sie nicht etwa ebenfalls statt? Hatte Fräulein von Voß nicht ihr ganzes Fortüne völlig in Sicherheit gebracht, ehe sie die Geliebte des Königs wurde? Daß sie dem Kronprinzen Jahrelang widerstanden, kann für mich beschämend seyn: aber daß sie sich dem Könige so bald ergeben, wirft ein sehr zweideutiges Licht auf ihre Tugend. Und doch kommt bei ihr allein nur das Wort vertu vor, welches ja nicht blos die weibliche Tugend, sondern die Tugend überhaupt als den Inbegriff der moralischen Vollkommenheit bedeutet — indeß mir durch die bassesse de caractère alle Laster angedichtet werden. Gerechter Unwille entreißt mir hier ein Geheimniß! Die Tugend des Fräuleins von Voß verlangte unter andern die Bedingung vom Könige, daß ich mit meinen, doch gewiß ganz unschuldigen Kindern, nach Ostpreußen auf ein Landguth relegirt werden

sollte. Aber der König, immer gütig und wohlwollend gegen mich, schlug diesen Artikel rund ab. Gleich nahm die vertu eine andere Wendung, erklärte, es habe blos eine Probe der Beständigkeit seyn sollen, und ließ die Bedingung fahren. Ich fordere die Moralisten auf, das Hohe dieser Tugend auseinander zu setzen! —

Diese ganze Verbindung dauerte überhaupt bekanntlich nur ein paar Jahre, wo, wie ich bereits angeführt, die Ingenheim an einer Lungenkrankheit starb. Diesen Tod übergeht Ségur, und verfällt darüber in eine bévue, die zugleich eine schwere Versündigung an der Asche des Königs ist. Da einige Jahre darauf die Gräfin Dänhof an die Stelle der Ingenheim trat, so legt er ihm zu gleicher Zeit „trois femmes lé„gitimes et une maitresse“ bei. Wahrlich, auf solchem Wege ist es überaus leicht, sogar die Reputation eines Monarchen, geschweige denn die eines armen Weibes zu vernichten! Die Wahrheit ist, daß der König nie mehr als Eine femme légitime gehabt hat. Dazu kam, mit

Bewilligung der Königin, eine Frau zur linken Hand: ein Verhältniß, welches ja in der Geschichte nicht so gar selten ist, wie die hessische Margaretha von der Sahl beweist. Hiermit nun ist le scandale zu Ende; denn statt maîtresse, insofern es mir gelten soll, muß es durchaus heißen amie. — Doch die deutsche Geschichte war vielleicht Ségur fremd; nun so hätte er wenigstens die französische vor Augen haben sollen. Er will durchaus Fr. Wilh. II. wegen seines zur Liebe geneigten Temperaments auch als König herabwürdigen: vergaß er denn ganz seinen großen Henri quatre? Als dieser schon 55 Jahr war, ein Alter, welches Fr. Wilh. nicht erreicht hat, ward er noch, seiner eignen Erzählung zu Folge, non-seulement amoureux, mais fou et outré in die Henriette von Montmorency. Ich sage nicht, daß er daran recht that; aber hat ihn dies wohl gehindert, Henri le grand zu seyn und zu werden? O daß doch jemals ein, mit allen Thatsachen bekannter, ganz unpartheiischer Mann eine histoire de Fr. Guill. II. schrie-

be! Du, mein unvergeßlicher Freund und Wohlthäter, würdest dann, auch selbst mit deinen Schwachheiten, in einem andern und bessern Lichte dastehen, wie bei Ségur. Auch die Geschichte mit den illumines würde dann eine andere Ansicht bekommen; es war eine ursprünglich reine Quelle, die blos durch schlechte, aber unendlich schlaue Menschen getrübt wurde. —

Ich komme zu einem andern großen historischen Werke, worin meiner gedacht ist; der Titel ist lang, aber ich muß ihn um des Schlusses willen ganz hersetzen:

Biographie moderne, ou Dictionnaire Biographique, de tous les hommes morts et vivants qui ont marqué à la fin du 18. siècle et au commencement de celui-ci, par leurs écrits, leur rang, leurs emplois, leurs talens, leurs malheurs, leurs vertus, leurs crimes, et où tous les faits qui les concernent sont rappor-

tés de la manière la plus impartiale et la plus authentique. Troiſ. Edition. A Leipzig, 1807. 4 tom. 8.

Die Leſer verſtehen mich nun ſchon, daß ich gegen die Unpartheilichkeit und Authenticität Einwendungen zu machen habe. Das ganze Werk iſt keine Lecture für mich: ich hebe blos drei, mich näher angehende Artikel aus. Der erſte iſt tom. II. p. 275: Fréd. Guillaume II. Man ärgert ſich zuweilen über eine Sache das erſtemal, über die man das zweitemal lacht: das iſt jetzt mein Fall. Ich finde jetzt treulich und faſt buchſtäblich wieder, was ich im Ségur geleſen und ſo eben widerlegt habe: die trois légitimes femmes et une maîtreſſe, die comédiennes françoiſes chaſſées de Berlin, und die ſecte des illuminés, mit der für mich ganz neuen Anecdote, daß dieſe Secte dem Könige beim Soupé den Schatten des Cäſar citirt. Ganz verwundert muß ich hierüber ausrufen: Iſt das die, für ſo ſchwer ausgegebene Kunſt, Bücher zu ſchreiben, wenn man in der

Stille andere abschreibt, ohne im mindesten geprüft zu haben, ob sie wirklich unpartheiisch und authentisch sind? — Welcher Autor bei meinem eignen Artikel Lichtenau (tom. III. p. 190 et 191) abgeschrieben worden, weiß ich nicht: das aber weiß ich, daß das Ganze beinahe eine einzige Unrichtigkeit ist.

1) Nicht erst im December 1797, sondern genau den 16ten November, als am Todestage des Königs, wurde ich unter den oben erzählten Umständen arretirt. Dieser Zeitunterschied ist äußerst wichtig! Hätte es sich mit meinem Arrest bis in den December verzogen, so wäre er aller Wahrscheinlichkeit nach ganz unterblieben: entweder weil ihn der König dann nicht für nöthig gefunden, oder weil ich, nachdem ich meinen großen Freund verloren, Berlin und die Preußischen Staaten verlassen hätte. —

2) Daß ich aus meinem Arreste entfliehen wollen, daß man mehrere Kisten Wachslichter bei mir gefunden, und bei näherer Untersuchung entdeckt, daß sie Stück für Stück mit

schönen englischen Banknoten umwickelt waren — Ferner, daß man mich aus dem Gefängnisse entführen wollen, und zu dem Ende eine Geister- und Gespenstergeschichte veranstaltet, die aber unglücklicherweise durch eine herzhafte Schildwache verrathen worden, welche den Geistern das Bajonet vorgehalten — mit diesen beiden Romanen haben mich meine eignen Landsleute beschenkt. Ein Franzos macht nun das Kleeblatt voll, und erzählt, ich habe mich vergiften wollen „pour me soustraire aux poursuites dont j'étois l'objet." — Aber wo bleiben denn wohl die nähern Umstände dieser Geschichte? Was für eine Art von Gift war es, was man bei mir fand — Arsenik — Opium — oder etwa die Nattern der Cleopatra? Und wer machte diese Entdeckung — wann machte er sie — und wo fand er das Gift? Es hätte ja wenig Anstrengung gekostet, diese Umstände noch hinzuzudichten, so hätte doch die Sache etwas mehr Wahrscheinlichkeit gewonnen! So aber ist es eine kahle, ganz kahle Lüge. Meine Arrestation

hat mir viel Schmerz und Kummer gemacht, und ich mag leicht mehr als Einmal in die Worte ausgebrochen seyn, daß ich nicht mehr zu leben wünschte: aber der Mensch, und besonders das Weib, schreitet nicht so schnell zum Selbstmorde! Was hätte mich denn dazu bewegen sollen? Furcht vor einer Untersuchung? Aber wenn ich diese gescheut hätte, so konnte ich auf die leichteste Art durch eine Reise ins Ausland allen Verfolgungen entrinnen, und der König hätte mir dazu gewiß allen Beistand gewährt. Ich sehe also in dieser Beschuldigung nichts, als was ich schon so oft gesehen: den bösen Willen, mich und meinen Charakter dem Publikum von der schwärzesten Seite darzustellen. Sie wollte sich vergiften! Daraus soll man schließen, sie mußte sich eines Verbrechens bewußt seyn! Aber sie hat sich nicht vergiftet, eben weil sie sich keines Verbrechens bewußt war, wie denn auch bei der strengsten Untersuchung kein einziges auf sie gebracht worden.

3) Daß ich den 16. März, und nicht im

April nach Glogau gebracht worden, ist eine Kleinigkeit: aber „elle fit au gouvernement un „procès qu'elle gagna en 1805, ce qui la re„mit en possession de ses biens." — Diese Zeilen starren wieder von lauter Unrichtigkeiten. Nie, nie habe ich mit Sr. Majestät dem Könige einen Prozeß gehabt! Was meine Untersuchung in Potsdam war, hat der oben angeführte Autor der „Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 1806, 1807" am richtigsten angegeben. Das zweite war ein Prozeß mit dem Schicklerschen Hause, dessen Gegenstand ich bereits ganz kurz angeführt. Damit aber des Redens und Schreibens darüber doch einmal ein Ende werde, so theile ich das hierauf Bezug habende Kabinetsschreiben Sr. Majestät des Königs treulich mit:

„Besonders Liebe! Ich habe nunmehr auf den „über Eure Eingabe vom 4ten v. M. einge„gangenen Bericht des Staats-Ministers Frey„herrn von der Reck und nach der dato an „denselben so wie an den Gros-Kanzler von

„Goldbeck erlassenen Ordre beschlossen, Euch
„wegen der Ansprüche der Handlungs-Häuser
„Schickler hieselbst und Micali in Livorno
„von respective — 14,061 Rthlr. und —
„3002 Rthlr., außer Verbindung mit diesen
„Gläubigern setzen zu lassen, zu welchem
„Ende der Gros-Kanzler das Nöthige ver-
„fügen wird, und mache Euch daher sol-
„ches hierdurch bekannt, als Euer gnädiger
„König Friedrich Wilhelm. Berlin,
„20. März, 1804."

Dieser Prozeß hat nun handgreiflich mit meinen Güthern nicht das geringste gemein: ich konnte sie dadurch weder gewinnen noch verlieren; habe sie auch wirklich bis diese Stunde nicht wiedergewonnen, jedoch mit stetem Vorbehalt der Hoffnung für die Zukunft.

Die Biographie moderne geht jetzt von mir auf den Hofmeister meines Sohnes über, erwähnt einer Liebesgeschichte, die sich in mei-

nem Hause zwischen ihm und einer gewissen Emilie Schmidt angesponnen, und verweist wegen des weitern auf den Artikel Dampmartin. Auch ohne diese Aufforderung würde ich diesen Artikel begierig nachgeschlagen haben, da dieser Name bei mir unter die unvergeßlichen gehört. Ich las ihn nun — und ein wehmüthiges Gefühl bemächtigte sich meiner. Gütiger Gott, so muß denn alles, was je mit mir in näherer Verbindung stand, herabgewürdigt werden, blos damit der Schatten davon auf mich zurückfalle? Ein schlechter Hofmeister läßt mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine schlechte Patronesse schließen! Wohl, ich nehme den Schluß an; will aber nun beweisen, daß Dampmartin ein guter, sogar ein edler Mensch war: Werden meine Gegner mir dann wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder lieber den gesunden Menschenverstand mit Füßen treten?

Ich übergehe alles, was zur Geschichte Dampmartin's, vor meiner Bekanntschaft mit ihm gehört, seine Geburt in Uzès, seine Mili-

tairdienste, seine Thaten in Avignon, seine noth- gedrungene Auswanderung, seinen Aufenthalt in Holland, seine Schriftstellerei ꝛc. Alles das kann leicht vollkommen richtig seyn; auf jeden Fall finde ich darin nichts Beleidigendes. Aber so wie auch nur mein Name genannt wird, so heißt es gleich: Irrthum (und obendrein Verläumdung) in allen Ecken! Hier ist die Quinteſſenz dieses Artikels:

„1705, il paſſa à Hambourg, et fut chargé „du fils de la comteſſe de Lichtenau; dont „il obtint une penſion. Il alla enſuite à „Berlin, où il publia des Mèmoires. Il y „fit connoiſſance d'une jeune perſonne dont „il eut un enfant, et qu'il abandonna „enſuite à Paris dans la plus profon- „de miſère après l'avoir enlevée du „ſein de ſa famille qui tient aux plus dis- „tinguées de Berlin." — Ich weiß nicht, ob der, oder die Verfasser der Biographie mo- derne deutsch verstehen; sonst wollte ich ihnen doch empfehlen, meine nun folgenden Gegenbe-

merkungen zu beherzigen, und davon in ihrer nächsten vierten Edition Gebrauch zu machen — wäre es auch blos pour la rarité du fait, daß ein von seinen eignen Landsleuten angegriffener Franzos von einem deutschen Weibe vertheidigt wird.

Nicht in Hamburg, nicht im Jahre 1795, sondern erst 1796 in Berlin machte ich zuerst die Bekanntschaft von Dampmartin. Der Baron von Keith war es, der mir ihn zum Hofmeister meines Sohnes empfahl, und mir ihn als einen Mann von Talenten, und zugleich von englischer Geduld rühmte. Er selbst schrieb an mich folgenden, sehr schmeichelhaften Brief:

„Madame, Les prix qui sont distribués par „la main des graces effacent tous les au„tres en éclat. Il Vous appartient donc „plus qu'à personne d'encourager, et de ré„compenser les talens par votre suffrage. „Une modestie sans doute bien placée m'in„terdiroit la confiance de le réclamer, si „toute crainte ne s'évanouissoit pas d'après

„les éloges accordés unanimement à Vos
„qualités aimables et bienfaisantes. Lorsque
„Vous jetterez un coup d'oeil sur les trois
„écrits que j'ai l'honneur de vous présenter,
„ne perdez pas de vue qu'ils viennent d'un
„vieux soldat peu versé dans l'art d'écrire,
„et dont les beaux jours furent consacrés
„aux devoirs qu'imposent et l'honneur, et
„la galanterie. Je suis etc. de Damp-
„martin, ancien lieutenant Colonel, des
„dragons de Lorraine. Berlin chez le Ba-
„ron de Keith, rue des pigeons ce 6
„Juillet 1796."

Gleichwohl übereilte ich mich nicht mit meiner Wahl, sondern suchte ihn erst näher kennen zu lernen. Nachdem ich ihn aber dem Bilde des Barons von Keith ganz entsprechend gefunden, schloß ich mit ihm den Contract als Hofmeister meines Sohnes gegen eine jährliche Pension von 400 Rthlr. auf Lebenszeit, und stellte ihm darüber eine gerichtliche Versicherung zu. Er trat seinen Posten an, und stand ihm mit aller

Treue vor. Diese gute Zeit ging bald vorüber; der arme Dampmartin ward in mein Unglück verwickelt, und gerieth nebst mir, meiner Mutter und meinem Sohne in Arrest, den er auch vier Monat ausgehalten hat. Dies Unglück für ihn, war für mich ein wahres Glück! Ich fand an ihm, da seine Conversation mir nicht verwehrt war, und wir gemeinschaftlich drei Zimmer bewohnten, einen unschätzbaren Tröster. Nichts vermochte seinen Geist niederzuschlagen, er hingegen vermochte den meinigen durch Hofnung besserer Zeiten aufzurichten; und wäre ja der verzweifelnde Gedanke eines Selbstmords bei mir entstanden: er allein würde ihn in der Geburt erstickt haben. Welch ein Verdienst um mich! aber er fügte demselben noch eine edle That hinzu! Ich hatte ihm eine Pension auf Zeitlebens versprochen, und war gerichtlich verbunden, mein Wort zu halten. Ganz freiwillig, ohne dazu von mir mit Einem Worte gereizt zu seyn, stellte er mir diese Verschreibung zurück, mit der Erklärung, daß er sie, die unter gün-

ſtigern Umſtänden gemacht wäre, jetzt nicht be- halten könne. Das einzige, was er von mir — nicht foderte, ſondern erbat, war die kleine Summe von 20 Louisd'or, um, ſobald es ſich thun ließe, damit nach Uzès zurückreiſen zu kön- nen. Sollte es wohl möglich ſeyn, daß ein ſol- cher Mann einer niedrigen Handlung gegen unſer Geſchlecht fähig wäre? Die Biographie moder- ne giebt ſie ihm Schuld; wir wollen ſehen!

Bis dahin war weder ihm noch mir eine Emilie Schmidt bekannt: aber nun tritt ſie auf den Schauplatz. Die Biographie verſetzt ſie unter die familles les plus distinguées de Ber- lin, und läßt ſie von Dampmartin dem Schooße dieſer Familie entreißen. Wie kahl, wie platt wird ſich dagegen die ſimple Wahrheit ausneh- men! Dampmartin bezog, nachdem er an dem gleichen Tage ſeine Freiheit wieder erhalten, als ich nach Glogau gebracht wurde, ein kleines Quartier vor dem Potsdamer Thore, gab ei- ner Geſindemäklerin Commiſſion, ihm eine Haus- hälterin zu ſuchen, und dieſe brachte ihm ge-

dachte Emilie von der französischen Kolonie. Daraus allein ergiebt sich, daß sie wohl unmöglich zur höhern Menschenklasse gehört haben kann, und noch weniger war an irgend ein enlèvement zu denken. Allmählich entstand zwischen Beiden eine nähere Bekanntschaft, und Emilie ward schwanger. Nach deutscher Art giebt es hier allerdings Stoff zu Vorwürfen; denn Dampmartin war verheirathet, und seine Frau lebte noch in Frankreich! Aber er war ausgewandert, hatte auswandern müssen; sie hingegen war geblieben, und dadurch dieses Ehepaar durch eine weite Kluft getrennt. Und wann hat sich wohl das französische Gewissen je über eine Galanterie Vorwürfe gemacht? Aber das macht sich das französische Gewissen allerdings zum Vorwurfe, d'abandonner une telle perſonne dans la plus profonde miſère: Und das hätte Dampmartin gethan? Nimmermehr! Daß er sie mit nach Paris genommen, ist richtig; daß er sie aber dort im tiefsten Elende verlassen, ist falsch. Sie selbst hat mir auf der Rückkehr von Strasburg

aus geschrieben, Dampmartin sei nach Uzès gegangen, wohin er sie nicht schicklich mitnehmen konnte: aber von dortaus werde er auf ihre lebenslängliche Versorgung bedacht seyn. Weiter ist mir nun nicht bekannt, wie es mit der Emilie geworden: doch mir ist nicht bange um sie. Ich erhielt von Dampmartin selbst einen Brief aus Uzès, datirt vom 23. December 1801, der seine wohlwollenden und zärtlichen Gesinnungen hinlänglich beweist. Er schreibt darin unter andern:

„Ma bien bonne et tendre amie, au nom „de ce que les hommes ont de plus sacré, „de notre attachement, de nos chagrins „communs, du cher Defunt l'objet de notre „tendre venération, je Vous conjure avec „larmes de me rendre un service de la der„niere importance à mes yeux, et dont je „serai toute ma vie reconnoissant. J'ai lais„sé à Berlin un fils qui m'est bien cher, „auquel je pense sans cesse. Je tremble que „durant mon éloignement il ne soit négligé.

„Serez Vous assez bonne pour le surveiller,
„pour le mettre à Breslau dans une pension
„peu chere. Vous écririez à Cohen qui paye-
„roit le voyage, ainsi que le prix de la
„pension avec exactitude. Dans deux an-
„nées j'irai moi-même rechercher l'enfant.
„Ah Madame, Vous me donneriez un trésor
„que vous ne me combleriez pas d'une si
„douce satisfaction. Ne me la refusez pas
„de grace."

Nun, dieses Kind war von der Emilie; wer aber für das Kind so sorgt, wird nimmermehr die Mutter im Elende umkommen lassen! So viel zur Rechtfertigung dieses meines würdigen und unvergeßlichen Freundes.

Ich komme nun wieder zu meiner eignen Rechtfertigung. Unter den deutschen Journalen, die meiner erwähnen, nenne ich nur ein einziges: die Jahrbücher der Preußischen Monarchie! Aber eben sie sind es auch, die

mir bei dem Publikum gleich nach meiner Gefangenschaft am meisten geschadet, und den übrigen Schriftstellern gleichsam das Signal gegeben haben, mich von allen Seiten anzufallen. Der Ton, den sie gegen mich anstimmten, war gerade nicht unanständig; aber in hohem Grade imponirend, und für mich kränkend. „Erinnern „Sie sich, heißt es unter andern, alles dessen, „was durch diese Günstlinginn des Glücks dem „Königlichen Hause schmerzliches widerfahren „ist.“ Die Herren Verfasser mögen nun dieses Schmerzliche in meiner Apologie selbst aufsuchen. Sie versprachen ferner, meinen Proceß in seiner ganzen Umständlichkeit bekannt zu machen. Warum haben sie es denn nicht gethan? Ein ehrlicher Mann muß sein Wort halten! — Doch ein anderer Schriftsteller, den ich weiterhin anführen werde, hat bereits meine Apologie gegen die Jahrbücher übernommen, und ich darf ihn blos abschreiben.

„Was Geschmack, Bildung und Gefühl für

„Anstand und Würde betrifft, so weiß ich ge„wiß, alle Producte müssen die Gräfin an„geekelt haben, die bisher über dieselbe er„schienen sind. Selbst die Aufsätze in den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie von „Herrn Rambach, und in den brandenburgi„schen Denkwürdigkeiten von Herrn Kosmann „mußte sie schal finden, da beide nur Nach„hall der allgemeinen Stimmung und nichts „weniger als selbst gedacht waren. Vorzüglich „warf sie die Jahrbücher mit einem bittern „Lächeln hinweg, als sie ihre Geschichte mit „einer Anekdote aus Hartungs brandenburgi„scher Geschichte ausgeschmückt fand, die al„len unsern Schulknaben bekannt war, und „bei den Lesern der Jahrbücher billig zum „voraus gesetzt werden konnte.“

Genug und übrig genug für eine Schrift, die schon längst zu Grabe gegangen, und im Publikum ganz und gar keine Stimme mehr hat!

Keine von allen Schriften, die meiner erwähnen, hat mich in gewissem Betracht so auf die Folter gespannt, als: Karl von Dittersdorfs Lebensbeschreibung. Seinem Sohne in die Feder dictirt. Leipz. 1801. Ich kannte diesen Musiker und Komponisten par renommée sehr gut: und wer kennt ihn nicht aus seinem Doctor und Apotheker, Hieronymus Knicker rc.! Mit Vergnügen würde ich seine persönliche Bekanntschaft gemacht haben: aber ich erinnerte mich nun doch nicht, sie jemals gemacht zu haben, und sollte es mich das Leben kosten! Gleichwohl mußte ich in gedachter Schrift mehrere Scenen lesen, die zwischen ihm und mir vorgefallen. Zuerst erzählt er S. 257, wie er durch Reichardt bei mir eingeführt worden, und wie ich ihn auf Befehl des Königs ein- für allemal in meine Loge im Opernhause, so wie in mein Haus zu Charlottenburg zum Diner oder Souper eingeladen. S. 261 ist er nun in meiner Loge, als eben die Medea von Naumann aufgeführt wird. Concialini als Jason begeht dabei

einen Fehler, über den Ditters ganz laut pfuy! ausruft. Hierüber wende ich mich zu ihm mit den Worten: „Doch ich finde diese Aktion sehr „jarstig. Ich werde ihm aber morgendes Tages „sagen, daß en Kunstrichter von Jewicht diese „Bemerkung jemacht, und ich repondire Ihnen, „daß er janz jewiß seine Aktion ändern wird; „denn er iß mein Hausfreind, und nimmt jerne „juten Rath von mir an.“ Ich muß gestehen, daß wenn sich auch alles so verhielte, so wäre es doch von Ditters, der so eben meine Gastfreundschaft gerühmt, sehr unartig, mich in diesem Pöbeldialecte dem Publikum vorzuführen. In der That aber habe ich ihn nie gehabt, da mein Vater ein Sachse, der sehr reines Deutsch sprach — und meine Mutter eine Breisgauerin aus Freiburg war, und ein Kind ja doch wohl am meisten den Dialect seiner Eltern annimmt. — Es folgt die zweite Oper Protesilas, komponirt — halb von Reichardt, halb von Naumann. Hier nun setze ich, wie Herr Ditters etwas stark sagt, ihm das Messer an die

Kehle, indem ich ihn von Seiten des Königs befrage, welcher Musik er den Vorzug gebe? S. 264 steht unser ganzer Dialog; nun nicht mehr im Pöbeldialecte, sondern hochdeutsch, wovon ein Wort mir sogar zu hoch ist, nämlich die akumineusen Affären, welches vermuthlich epineusen heißen soll. Kurz, hier ist und bleibt ein schnurgerader Widerspruch, indem Ditters das alles, als wirklich vorgefallen, erzählt; ich hingegen mit meinem, doch sonst so treuen Gedächtnisse mich durchaus an nichts der Art erinnere. Dieses Räthsel würde mir selbst auf immer dunkel geblieben seyn, wenn ich nicht zum Glück auf die Vorrede von Karl Spazier aufmerksam gemacht worden wäre. Dieser erzählt, daß er mit dem Werke Veränderungen gemacht, sich hin und wieder Freiheiten genommen, kurz die Geschichte in einen Halbroman verwandelt. Nun begreift sich das Ganze; und obwohl diese poetische Freiheit ziemlich stark ist, so ist mir doch hier viel zu wenig Unrecht ge-

schehen, als daß ich dagegen auch nur Ein Wort verlieren sollte.

Die letzte Schrift eines Mannes, über die ich mich umständlich erklären muß — denn nun folgen erst die weiblichen Schriftsteller! — führt den Titel: „Die preußischen Staaten „vor und seit dem 16. Nov. 1797. Paris 1798, „mit dem Motto: Wahrheit, nichts als „Wahrheit, die helle, lautere Wahr„heit!“ Welche schöne und große Versprechungen: aber wie erfüllt sie der Verfasser? Gern lasse ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er, so weit meine Kenntniß reicht, wenigstens oft auf dem Wege der Wahrheit ist. So z. B. unterschreibe ich folgende Charakteristik ganz: „Fr. Wilh. II. war gewiß ein Mann vom be„sten Karakter. Wohlwollen und Zutrauen be„lebten seine Gesichtszüge, und holde Gutmü„thigkeit mischte sich in alle seine Handlungen.“

Was aber mich selbst anbetrifft, so kann ich beinahe nichts, weder das Gute noch das Böse, was von mir gesagt worden, ganz unterschreiben. Der Verfasser hat sich die große Mühe gegeben, von S. 41 an eine Schilderung von mir zu entwerfen, die mehr als sechs Seiten einnimmt. Allein gleich der Anfang — „Es ist bekannt, „daß sie, aus dem niedrigsten Stande ent„sprossen und ohne Erziehung aufgewachsen, „sich zu einer der höchsten Würden im „Staat emporschwang — und sich immer ange„sehen und geachtet im Herzen des Königs er„hielt“ — ist Unwahrheit, nichts als Unwahrheit, die helle lautere Unwahrheit — und blos der letzte Satz ist wahr. Woher das nun eigentlich kam, daß ich mich immer in dem Herzen des Königs erhielt, darüber führt der Autor ein großes künstliches Gebäude auf. Er geht davon aus, daß der König stets selbst und frei handeln wollen; da ich ihn aber gleichwohl zu lenken vermocht, so schließt er daraus, ich müsse wahrlich kein gemeines

Weib, sondern von vielen Talenten, Kenntnissen, insbesondere auch von Menschenkenntniß seyn. Ihr thut mir sogar die Ehre an, mich für Fr. Wilh. zu eben dem zu machen, was Voltaire und Marquis d'Argent dem großen Friedrich waren. Welcher Weihrauch, der aber für mich gleichwohl durchaus keinen süßen Geruch hat! Es ist wahr, daß ich einen so ziemlich richtigen Geschmack, verfeinerte Sitten, einige Fertigkeit in den nöthigsten Sprachen, und endlich einige Kenntniß der Mahlerei, Dichtkunst und Musik habe: aber es ist alles nur Routine. Die viele Gelegenheit, die ich hiezu, theils durch die Bekanntschaft der vorzüglichsten Männer Deutschlands in diesen Fächern, theils auch durch meine Reisen nach Frankreich, der Schweiz und Italien hatte, führte mich dazu, ohne selbst jemals das Aesthetische davon studiert zu haben. Aber — Menschenkenntniß — diese besaß ich leider nie! Hätte ich sie gehabt, so würde ich mein später erfolgtes Unglück, und die Wirkungen des Neides um die Gunst eines Königs, welche die

Welt nur in einem rosenfarbenen, nie aber in ihrem eigentlichen wahren Lichte sah, vorhergesehen und mich dagegen geschützt haben. Das wahre Bild von mir ist, daß ich ein schlichtes, gerades deutsches Weib bin, mit einigen wenigen Kenntnissen, die jedem gebildeten Menschen zu seinem Lebensglücke so nöthig sind, und mit einem hohen — viel zu hohen Grade von Gutmüthigkeit. Mein zu weiches Herz hat mir seit meiner Kindheit unzählige Leiden zugezogen, und noch — ungeachtet so vieler unglücklichen Erfahrungen — vermag ich nicht immer den Schlingen zu entgehen, die demselben aufgestellt werden, weil ich noch immer einen zu hohen Begriff von Menschenwerth habe, den ich nicht ganz aus mir zu tilgen im Stande bin. — Ich danke indeß dem Autor für die Vermehrung meiner Menschenkenntniß. Ich habe von ihm gelernt, daß man auch dem bittersten Tadel den Mantel des Lobes umhängen kann. Er spricht S. 44 von meiner „großmüthigen Resignation, „dem geliebten Gegenstande durch andere gewäh=

„ren zu lassen, was ich zu geben nicht mehr ver„mochte ꝛc.“ Ich verstehe ihn, und denke dabei an ein gewisses Sprichwort von den Katzen! Auf die Sache selbst aber, so wie auf den Vorwurf ohne Mantel „von meinem Stolze und „Aufgeblasenheit gegen Hohe und Niedere“ habe ich bereits geantwortet.

Der Autor thut nun noch hier und da eine Menge Ausfälle auf mich, deren einige längst abgefertigt, andere aber neu sind.

S. 17. Die Tabacksferme — ist oben da gewesen.

S. 27. Fräulein von Balderbüsch (Belderbusch) — wird bald folgen.

S. 36. Grafschaft Pyrmont — ist da gewesen; der zweite Theil meiner Schrift giebt vielleicht hierüber noch mehr Aufschluß.

S. 38. Hier bleibe ich stehen! Der Autor erzählt, 3 Gensdarmes-Offiziere hätten sich in der Stadt Paris über mich lustig gemacht; ein niedriger Bedienter von mir hätte mir dies hinterbracht; und gleich den Tag darauf wären

sie alle drei aus Berlin verwiesen, und unter andere Regimenter versetzt worden. Das Publikum lese und — urtheile!

Schon lange vorher, ehe es zur Versetzung der erwähnten 3 Offiziere kam, erzählte mir der König bald von diesem, bald von jenem Excesse, welchen sich ein Theil dieses Offizier-Korps erlaubte. Immerfort gab es Klagen gegen sie; bald hieß es, sie hätten irgendwo die Fenster eingeworfen, bald wieder, sie hätten im Schauspielhause zu Gunsten oder Ungunsten eines Schauspielers oder einer Schauspielerin einen unbändigen Lärm gemacht, und durch Pfeifen und Klopfen die öffentliche Ruhe gestört. Täglich geschahen solche Auftritte, die dem Könige von der Policei angezeigt wurden. Diese immerwährenden Klagen, wobei der König lange Zeit dem jugendlichen Leichtsinne durch die Finger sah, bewogen ihn endlich, dem General eine Ordre zu geben, wodurch diese Herren zur Ruhe, Ordnung und größerer Sittlichkeit verwiesen wurden: dies fruchtete aber wenig oder

nichts! Endlich kam von der Policei eine neue Anzeige, daß diese Herren Offiziere, sowohl an öffentlichen Orten, als in ihren Privatzirkeln, sich über die Person des Königs, über alle öffentliche Einrichtungen, kurz über alles, was den Staat betrifft, in den stärksten Ausdrücken ausgelassen. Insbesondere wurde der Lieutenant von Quast (nicht Gunst) angegeben, daß er die Wände seines Zimmers voll ärgerlicher, höchst unanständiger Karrikaturen bemahlt habe, welche die Person des Königs betrafen, und die hier auseinanderzusetzen von mir frevelhaft seyn würde. Darüber ging des Königs Langmuth zu Ende! Er beschloß, die unruhigsten Köpfe davon zu andern Regimentern außer Berlin zu versetzen, welches gewiß die gelindeste Strafe für ihren vielfältig verübten Frevel war. Dieser Schlag traf die Herren von Quast und Grafen von Schweinitz; ich erinnere mich aber nicht mehr, ob Graf Kalkreuth oder ein anderer der dritte war. Nachdem ihnen dieser Befehl publicirt worden, kam Graf Schweinitz zu mir, und

traf mich, wie ich mich noch bestimmt erinnere, in meinem Garten zu Charlottenburg. Dort, auf einer kleinen Brücke, leitete er das Gespräch auf die von dem Könige anbefohlne Versetzung, und bat mich, beim Könige eine Vorbitte zu thun, weil doch jeder von ihnen durch Bande des Bluts oder des Gemüths an diese Stadt vorzüglich gebunden sei. Ich erwiederte, daß er wohl selbst einsehe, wie schwer eine solche Vorbitte von meiner Seite beim Könige zu unternehmen sei, weil dessen eigene Person durch ihr Vergehen empfindlich beleidigt worden! Ich getraute mich um so weniger dies zu wagen, da des Königs Ungnade gegen sie schon aus frühern Zeiten herrühre, und durch vielfältige Anzeigen der Policei bis auf diesen Grad gebracht sei! Ich bedaure daher sehr, daß ich ihm und seinen Freunden hierin nicht nützlich seyn könne! — Hiermit endigte sich das Gespräch. Gleichwohl beging ich die gutmüthige Thorheit, einen Versuch zu machen, und dem Könige die Unterredung mit Graf Schweinitz zu erzählen. Al-

lein ehe ich damit zu Ende kam, erwiederte er mit dem lebhaftesten Unwillen, daß er von mir nicht hoffe, daß ich hierin eine Bitte wagte, die er nie erfüllen würde! Er sei es endlich müde, sich mit unruhigen sittenlosen Menschen länger zu quälen, und auf sie nur die mindeste Rücksicht zu nehmen! — Wie konnte ich nun anders als schweigen, und die Sache nicht mehr berühren?

Aus dem Verlauf dieser Geschichte ergiebt sich also, daß keine niedrige Denunciation meiner Bedienten an mich, sondern eine für das Wohl jedes Staats so nöthige Denunciation der Policei an den König selbst, die Versetzung dieser Offiziere veranlaßte. Man muß übrigens mit dem Terrain und der Verfassung des Gasthofes zur Stadt Paris gar nicht bekannt seyn, um behaupten zu wollen, ein Bedienter von mir habe dort dieses Gespräch der Offiziere belauscht und mir hinterbracht, indem sich in dem Gastzimmer nur ausgezeichnete Personen von Ansehen und Charakter befinden, die weder zu ihrer Bedienung, noch weniger zu ih-

rer Gesellschaft, einen Bedienten (mit oder ohne Livree) unter sich dulden werden. — Doch ich bin es schon gewohnt, über mich Verläumdungen zu lesen, und jede meiner Handlungen, sie möchte auch noch so arglos, und selbst menschenfreundlich seyn, verkehrt und ganz verunstaltet zu sehen! Uebrigens berufe ich mich noch auf den Herrn Major von Schack als Zeugen, der sich sehr wohl erinnern wird, daß ich, wo ich den Herren Offizieren von den Gensdarmes sonst eine Gefälligkeit beweisen konnte, es gewiß bei allen Gelegenheiten, selbst gegen die Mitglieder ihrer Familien that.

S. 59. Darauf weiß ich gar nichts zu sagen.

S. 67. Der Büchsenspänner Ky[illegible]st, der mein Verwandter seyn soll, und durch mich allein alles galt, ist mir nicht anders als von Adam her verwandt. Er mag es selbst bestätigen! Uebrigens ist er ein sehr braver, redlicher Mann, mit dem ich mich gar nicht schämen würde, verwandt zu seyn. Schon vorher, als ich

den König kennen lernte, war er bei ihm Büchsenspänner, blieb es bis an seinen Tod, und ist es wahrscheinlich noch, wenn er seinem Herrn nicht etwa in jene Welt nachgefolgt ist. Er hatte und brauchte nie meine vorzügliche Gunst; spielte aber auch bei dem Könige nie eine andere Rolle, als die eines getreuen Dieners.

S. 74. Den Artikel Boumann, und den Hohn, den er meinem Zorne geboten haben soll, verstehe ich wiederum gar nicht. Ich hatte mit diesem Manne vieles in Bausachen zu thun. So lange ich ihn aber kannte, hat nie der entfernteste Streit, weder mündlich noch schriftlich, zwischen uns stattgefunden. Ich schätze ihn auch nach seinem Tode noch als einen verdienten Mann, und bin fest überzeugt, daß er so wenig als ich von dem verborgenen Sinn dieser Bemerkung etwas verstanden hätte.

S. 92. Hier gebietet die Klugheit zu schweigen.

S. 133. Worin meine eigentliche Schuld bestand, ist wirklich ein Geheimniß. Mögen die

Herren von der Reck, Kircheisen und Pitschel immerhin darin eingeweiht seyn: ich bin es nicht.

S. 162. Ich stand weder mit Wöllner, noch Hermes, noch Hilmer in der entferntesten Verbindung: wie können diese also mit mir gefallen seyn? Gleichzeitig, mag seyn; selbst dies aber weiß ich nicht, und es hat mich auch nie im geringsten interessirt.

S. 193. Hier wird die Frau von Wallenrodt als die Verfasserin einer Biographie von mir angegeben. Ich kenne diese Schrift nicht, sondern blos eine andere vom Jahre 1800; aber bei diesem Namen erinnere ich mich an eine Geschichte, die ich der Seltenheit willen dem Publikum mittheilen will.

In den ersten Regierungsjahren des Königs ging ich mit ihm, aus meinem Hause in Charlottenburg, ganz ohne Begleitung an dem Ufer der Spree dem Königlichen Schlosse zu. Hier begegnete uns ein sehr honnet gekleidetes, stattliches Frauenzimmer. Diese trat dem Könige

entgegen, wollte sich ihm zu Füßen werfen, welches er aber nicht duldete, und fing eine äußerst theatralisch vorgetragene Rede an. Der Hauptinhalt war, daß sie sich schon so lange vergebens bemühe, sich ihm zu nähern, um ihre Gefühle von Liebe, Verehrung und Anbetung selbst vortragen, und aus seinen Blicken ihr Glück oder Unglück lesen zu können. Die Scene war sehr kurz, aber in den feurigsten Ausdrücken der Liebe abgefaßt. — Der König, über diese Declaration äußerst aufgebracht, empörte sich über die Vermessenheit, sich so auf der Straße angetreten zu sehen, verwies ihr diese Zudringlichkeit, und zugleich das Unanständige, sich in Gegenwart einer zweiten Frau (ich war an seiner Seite) in einem so zweideutigen Lichte zu zeigen. Sie fuhr aber in ihren Erklärungen fort, ohne sich durch den Unwillen des Königs abhalten zu lassen. Allmählich näherten wir uns dem Schlosse. Der König wurde endlich, da er sie sich auf keine Art vom Halse schaffen konnte, so aufgebracht, daß er seinen Stock gegen sie aufhob, und sie

damit fortzujagen drohte. Dies wirkte endlich, und sie ging! Als sie fort war, erzählte mir der König, sie sei eine gewisse Wallenrodt, die ihn schon früher in Königsberg mit ihrer zudringlichen Liebe allerwärts verfolgt habe. Sie wäre ihm aber dadurch so zuwider geworden, daß er sie verachte, und nur vom Halse zu halten suchte. Uebrigens wäre sie eine sittenlose Person, die in seinen Augen gar keinen Reiz habe, und von deren Nichtswürdigkeit er nun in meiner Gegenwart einen neuen Beweis gesehen. Den folgenden Tag hörte ich, sie habe sich, da sie mit ihrer angebotenen Liebe bei dem Könige nicht durchdrang, mit glücklicherm Erfolge an einen seiner Dienerschaft gewendet. Der Beglückte selbst erzählte — oder vielmehr klagte es dem Könige, und mir blieb nichts anders übrig, als die Verworfenheit einer solchen Kreatur zu verachten. Wenn sich nun ein Geschöpf dieser Art zur Schriftstellerin, und insbesondere zu meiner Biographin umwandelt, so läßt sich davon nichts anders erwarten, als das schwärzeste Pasquill!

Das nämliche gilt von einer zweiten Schrift, deren Verfasserin, wenigstens Helfershelferin, sich gleich auf dem Titel angiebt: „Karoline von „Belderbusch wider die Gräfin von Lich-„tenau — Reine, Aktenmäßige Darstellung. „Dem Verdienste seine Kronen, Untergang der „Lügenbrut! Zerbst, bei Füchsel, 1800." — Gütiger Gott! So war es denn nicht genug, daß diese Person, in zwei verschiedenen Epochen, mein Leben verbitterte; auch in öffentlichem Druck mußte ich diesen mir verhaßten Namen sehen, und sogenannte Aktenstücke von ihr gegen mich lesen? Doch — meine Apologie geht zu Ende; es ist der letzte Kampf, den ich zu bestehen habe; so sei es dann — und von ganzem Herzen unterschreibe ich das Motto: Untergang der Lügenbrut! —

Die Schrift hebt mit einer Supplik an des jetzigen Königs Majestät an, datirt den 26sten September 1798. Darin erzählt die Belderbusch ihre Bekanntschaft mit mir kürzlich also: „Ih-„re Mutter habe an sie geschrieben, und sie be-

„frägt, was denn die Frau Rietzin für eine „Gräfin sei? Ich hätte 14 Tage bei ihr logirt, „und dabei so großen Aufwand gemacht, daß sie „nicht mehr gewußt, was sie mir vorsetzen sol- „len rc. — Die Tochter habe ihr darauf geant- „wortet, mit meiner Grafschaft sei es nicht weit „her; ich solle ehemals — (mit Citronen? „Nicht doch!) — mit Radieschen und Rettichen „gehandelt haben; die Mutter hätte besser ge- „than, wenn sie einen armen Offizier im Lager „14 Tage lang bewirthet hätte rc. — Zehn „Tage darauf habe ich die Belderbusch zu mir „zum Caffee bitten lassen, und ihr ebengedachten „Brief an die Mutter vorgehalten; sie habe „darauf gesagt, daß sie es im Thiergarten ge- „hört. Nun habe ich verlangt, sie solle sogleich „nach Prag in ein Kloster gehen! Sie habe „sich geweigert — und ich ihr mit Gefängniß „gedroht. Sie sei auf ihrer Weigerung bestan- „den; ich habe nun nachgegeben — und sie „ein- für allemal bei mir zum Essen eingela- „den rc.“ —

Nein! Es ist mir unmöglich, alle diesen Unsinn weiter abzuschreiben. Ich bemerke blos, daß ich in meinem ganzen Leben nie 14 Tage, sondern höchstens 8 in Mainz war, wo diese Mutter sich angeblich befinden sollte; daß ich dort, nebst dem Herrn von Filistri, der Frau von Bandemer, als der Gouvernante meiner Tochter, und meiner Gesellschafterin, Chappuis, in einem hôtel garni bei zwei alten Jungfern logirte. Auch die beiden Königlichen Büchsenspänner, Müller und Brandes, müssen zeugen, daß uns allen keine Frau von Belderbusch auch nur vor Augen gekommen, geschweige denn, daß ich ihre Gastfreundschaft so sollte in Kosten gesetzt haben, welches allein schon die Freigebigkeit des Königs überflüssig machte. Nur die liebenswürdige Tochter dieser mir unbekannten Mutter habe ich in Berlin kennen lernen: aber auf eine etwas andere Art, als hier erzählt wird. Die Leser mögen nun selbst sehen, in welcher von beiden Lesearten mehr Zusammenhang und Menschenverstand ist!

Das sogenannte Fräulein von Belderbusch kam ungefähr im Jahre 1793 in mein Haus zu Berlin, und wendete sich, gleich mehrern Andern, an meinen damaligen Portier, Makenzie, mit der Bitte, zu mir zu gehen und mich persönlich um ein Almosen ansprechen zu dürfen. Er schlug ihr dies, bei ihrer wahrhaft abschreckenden Figur, rund ab. Nun verlangte sie, wenigstens zu meiner Tante, die in meinem Hause zwei Treppen hoch wohnte, gehen zu dürfen, um sie um etwas zu bitten, indem sie dieselbe von der Kirche aus als eine fromme andächtige Frau kenne, die ihr gewiß etwas zufließen lassen würde. Dies bewilligte Makenzie; sie ging also zu meiner Tante, und wußte auch wirklich ihr Mitleid so rege zu machen, daß sie ihr gleich am ersten Tage einige alte Kleidungsstücke, indem sie sehr zerlumpt einherging, und auch etwas zu essen gab. Die Belderbusch erbat sich nun, und erhielt auch die Erlaubniß, daß sie manchmal wiederkommen, und von den übriggebliebenen Speisen etwas genießen dürfe. Von der Zeit

an ging die Velderbusch bei meiner Tante öfters aus und ein, und erhielt von ihr immer einige Unterstützung. Ich selbst kannte sie noch nicht anders, als nach der Beschreibung meiner Tante, die eine im höchsten Grade religiöse, und nach ihrer Lage auch wohlthätige Frau war. Die Leute meiner Kinder, so wie meiner Tante, wohnten ebenfalls oben, und diese machten mir bald darauf eine sehr unangenehme Anzeige. Sie klagten, daß genau seitdem die Velderbusch da wäre, in meiner Tante Zimmer mehrere Sachen, Hauben, Strümpfe, auch einige Dukaten vermißt würden; sie zeigten dies an, damit nicht etwa der Verdacht auf sie fiele. Ich ließ hierauf meine Tante zu mir kommen, und bat sie, vorsichtig zu seyn, weil es mit dieser Person vielleicht doch nicht richtig wäre. Die Tante aber nahm sich ihrer als einer Unglücklichen auf das Lebhafteste an, und betheuerte, die Velderbusch sei von sehr guter Familie; sie wäre aber aus einem Kloster zu Mainz entsprungen, weil sie den klösterlichen Zwang nicht vertragen können — und

zugleich zeigte sie mir mehrere Briefe ihrer Mutter aus Mainz, die ihr über ihre Entweichung Vorwürfe machte. Anfänglich wollte ich diese Briefe nicht lesen; endlich aber bewog sie mich doch dazu. Ich fand in diesen Briefen eine sonderbare Mischung von Bildung und Rohheit, so daß ich ihre Echtheit bezweifelte, weil sie gar nicht mit dem Range ihrer Mutter, die angeblich eine Generalin oder Ministerin seyn sollte, zusammenstimmten. Ich äußerte dies gegen meine Tante, die mir nunmehr den Vorschlag that, bei dem damals in Berlin befindlichen Gesandten, Grafen von Hatzfeld, Erkundigung einzuziehen, indem sich die Belderbusch zur Bestätigung der Wahrheit auf ihn berufen, und gesagt habe, daß er täglich in ihrer Eltern Hause in Mainz gewesen. Den folgenden Tag kam gedachter Gesandter zu mir, und ich trug ihm die ganze Sache vor. Er versicherte mich aber, daß er keine Belderbusch in Mainz kenne; jedoch wolle er dahin schreiben, um von dieser Familie Erkundigung einzuziehen. In der Zwischenzeit,

ehe noch die Antwort einlief, wollte ich selbst, gemeinschaftlich mit meiner Tante, der Sache näher auf den Grund kommen, und in Gegenwart des Gesandten mit der Belderbusch persönlich sprechen. Meine Tante brachte mir aber immer die Antwort, daß sie sich scheue, in ihrer schlechten, nicht standesmäßigen Kleidung vor ihm zu erscheinen. Einst an einem Vormittage kam der Graf von Hatzfeld auf meine Einladung in dieser Angelegenheit zu mir. Ich ließ die Belderbusch zu mir herabrufen, und stellte sie dem Grafen, dessen Anwesenheit sie bei mir nicht vermuthete, vor. Dieser betrachtete sie vom Kopf bis zu den Füßen, und sagte, er habe diese Person in seinem Leben nicht gesehen. Er fuhr darauf französisch, und ganz ärgerlich gegen mich fort: wie ich denn glauben könne, daß diese das Fräulein von Belderbusch — und eine Generals-Tochter seyn könne, wenn man ihre pöbelhaften Manieren, und überhaupt ihr ganzes Wesen betrachte, worin sich eine ganz gemeine Betrügerin signalisire?

Die Velderbusch war natürlich in der größten Verlegenheit; sie suchte sich aber damit herauszuhelfen: es sei ganz begreiflich, daß der Graf sie nicht wieder erkenne, indem die Länge der Zeit, Gram, Kummer und Elend sie seit dieser Zeit ganz entstellt habe. Von da ging sie zu meiner Tante, und klagte, daß ich sie mit dem Gesandten confrontirt hätte. Ich that aber dies eigentlich nur, um meine Tante zu beruhigen, und sie zu überzeugen, daß diese Person eine ihres Mitleids unwürdige Avantüriere sei. Die Velderbusch hingegen wandte alle Mittel an, um unter der Maske der Frömmigkeit und Religion meine Tante, die sich alle Mühe gab, sie für ihr Kloster wieder zu gewinnen, von neuem auf ihre Seite zu ziehen. Die Tante bat mich nun, sie wenigstens so lange bei ihr zu dulden, bis eine Antwort aus Mainz käme. Diese kam endlich, und lautete, daß Niemand von einem aus dem Kloster entsprungenen Fräulein von Velderbusch etwas wisse; und wenn sich eine solche in Berlin befände, diese unbezweifelt eine lüderli-

che Weibsperson wäre, die unter diesem Namen auf Betrug ausginge.

Von diesem Briefe wußte die Belderbusch noch nichts. An demselben Tage aber, als ich ihn durch den Gesandten communicirt erhielt, kam sie in mein Vorzimmer, und verlangte von meinem Kammerdiener, Heberer, er möchte sie bei mir melden. Er that es, und ich nahm ihren mir eben recht kommenden Besuch an. Sie trat ein, und fing damit an: sie könne nicht begreifen, daß ich sie nicht öfters sehen wolle, indem sie doch keine Person sei, die mir Schande machen werde! Zum Beweise wolle sie mir nur sagen, daß sie die höchste Gunst der (damals) regierenden Königin besäße, und mit ihr in Potsdam schon seit einem Jahre alle Abende speise! Trotz dieses Vertrauens aber sähe sie sich bewogen, mir einige Entdeckungen zu machen. Nun erzählte sie mir Dinge, die viel zu niedrig und zugleich sträflich sind, um nur einmal nachgesagt zu werden. Ich ließ sie ganz ausreden; darauf aber nahm ich sie beim Arm, führte sie aus

meinem Kabinet, und sagte ihr, sie sei eine schändliche Kreatur, eine Lügnerin und Verläumderin ohne Gleichen — und zugleich habe ich hier den Beweis in dem Briefe des Mainzischen Gesandten, welchen ich eben in der Hand hielt, daß sie eine verworfene Person sei, woran ich zwar nie gezweifelt hätte. So führte ich sie durch mein Wohnzimmer in das Speisezimmer, und bedeutete ihr, sie möchte augenblicklich mein Haus verlassen, und es nie wieder wagen, meine Schwelle zu betreten. Hierauf erfolgte eine Scene ohne gleichen! Statt zu gehen, ergriff sie einen Stuhl, zog ihn an den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch, setzte sich, schlug mit geballter Faust auf den Tisch, und schrie: Ich gehe nicht; ich gehöre hierher so gut wie Sie! — Dies Betragen, und die vorhergehenden Aeußerungen, ließen mich nicht anders glauben, als daß sie toll sei. Ich gerieth darüber in Furcht und Schrecken, und klingelte nach meinen Domestiken. Das laute Gespräch und der Lärm machte, daß sie alle zusammenlie-

fen und in mein Zimmer kamen. Das nun anwesende Personal bestand: aus meiner Kammerjungfer Wilhelmi, nachheriger Frau des Königl. Kammerdieners Reuter; aus der Kammerjungfer meiner Tochter, deren Name mir zwar entfallen, die aber gegenwärtig an den noch in Berlin lebenden Bauinspector Triest verheirathet ist; aus meinem Kammerdiener Heberer; dem Jäger Freiwald; dem Friseur Witzendorf; endlich waren auch die beiden Gouvernanten meiner Tochter und meines Sohnes, Mad. Bärensprung und Madem. Calvi, zugegen; dazu kam zuletzt noch meine Mutter und meine Tante. In Gegenwart dieser neun Personen erklärte ich der Velderbusch nochmals, sie möchte mein Zimmer verlassen: sie wiederholte aber die vorige Aeußerung, und betheuerte, sie werde nicht gehen. Ich erklärte darauf, ich würde, wenn sie nicht ginge, es der Polizei anzeigen, um mir Ruhe zu verschaffen! Auf der Stelle schrieb ich an den Herrn Präsidenten Eisenhardt, ungefähr in folgenden Ausdrücken: daß sich eine Person

in meinem Hause befinde, die ich entweder für wahnsinnig, oder für eine gefährliche schlechte Person halten müsse; ich bäte ihn also, weil sie in Gutem nicht gehen wolle, sie durch die Polizei abholen zu lassen! — In der Zwischenzeit, als ich dieses schrieb, und die Belderbusch noch immerfort tobte und lärmte, meldete mir mein Kammerdiener, daß meine Stallleute sich die Erlaubniß ausbäten, heraufkommen zu dürfen, weil sie von dem Spektakel der Belderbusch indeß gehört hatten. Ich ließ sie kommen, und zwei davon erzählten: daß sie gestern (Sonntags) dieses sogenannte Fräulein von Belderbusch, das sich bei meiner Tante für eine Heilige ausgebe, auf dem Tanzboden hätten tanzen sehen; auch der Bediente eines Gesandten sei dagewesen, dem sie während des Tanzes die Taschenuhr habe stehlen wollen, der Bediente habe sie aber dabei ertappt, worauf sie die ganze Sache für einen bloßen Scherz ausgegeben. Dies läugnete sie nun, und sagte, meine Leute wären Lügner und schlechte Kerls! Diese, über die Keckheit der

Belderbusch aufgebracht, erklärten, sie würden sie, wenn ich es erlaubte, sogleich mit Gewalt auf diesen Tanzboden schleppen, um mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sie nicht nur gestern, sondern auch mehrere Nächte in der Woche mit Tanz und Lüderlichkeit dort zugebracht habe. Nun half kein Läugnen! Sie gestand endlich, und setzte hinzu, sie könne so gut wie andere Leute tanzen, es sei ja nichts Uebles — Dabei fing sie an, sich herumzudrehen und zu walzen, daß der alte Filzhut, den sie auf dem Kopfe hatte, auf die Erde fiel. — Endlich, Gottlob! kam der Polizeidiener, und führte sie fort. Wir alle hielten sie für wahnsinnig; sonst würde ich mit ihr nicht so viel Umstände gemacht, und sie, nach allgemeinem Hausrechte, durch meine Leute haben aus dem Hause werfen lassen.

Jetzt trat noch meine Kammerjungfer auf, und bat mich um Verzeihung, daß sie mir nicht früher gemeldet habe, wie sich die beiden Königlichen Köche, Julius und Naumann, die gewöhnlich die Küche besorgen mußten, so oft der

König bei mir speiste — öfters beschwerten, daß die Belderbusch sich unter allerlei Vorwand in die Küche schleiche, die Kasserolle aufdecke und untersuche, und dadurch zu Besorgnissen Anlaß gebe, die durch eine vorausgegangene unangenehme Geschichte bedenklich wären!

Alles dieses zusammengenommen berechtigte mich um so mehr, die Sache bei der Polizei anhängig zu machen. Die von mir weggebrachte Belderbusch entsprang unterweges, und rettete sich in das Haus, wo sie wohnte, wurde aber von neuem ergriffen. Ihre Wirthsleute sagten aus, sie sei ganz erhitzt nach Hause gekommen, habe in ihrem kleinen Stübchen ein Packet Papiere aus dem Koffer geholt und verbrannt. Von dem Augenblicke an, als die Belderbusch den Gerichten übergeben war, bekümmerte ich mich nicht weiter mehr um sie. Ungefähr nach vierzehn Tagen sagte mir der König, die Gerichte hätten der lüderlichen Belderbusch eine halbjährige Spinnhausstrafe in Spandau zuerkannt; weil sie aber keine Eingeborne sei, und ohnehin

des einheimischen Gesindels dort genug zu finden wäre, so habe er befohlen, daß sie in einer gewissen bestimmten Frist aus dem Lande verwiesen werden solle.

Nach einiger Zeit speiste ich mit dem Minister Werder bei dem Geheimerath Schmits. Ersterer erzählte mir, er sei vom Postamte aus Spandau benachrichtigt worden, daß ein Frauenzimmer, unter dem Namen Belderbusch, mit einem von ihm unterschriebenen Befehle, daß sie 20 Meilen weit unentgeltlich mit Postpferden weiter geschafft werden sollte, dort angekommen sei. Ich weiß nicht mehr, ob man sie auf diesen Befehl weiter gebracht hat oder nicht: genug, der Minister wußte nichts davon, und seine Unterschrift war nachgemacht.

Während ihres Arrestes kamen zwei angesehene Bürgerfrauen aus der Nachbarschaft, wo die Belderbusch wohnte, und erzählten, sie wäre eine äußerst lüderliche Person — hätte bei einem Amtmanne auf dem Lande als Haushälterin gedient, der ihr den Auftrag gegeben, den Verkauf seiner

zu Berlin in einem Keller liegenden Victualien zu besorgen. — Dies sei auch geschehen, aber sie habe sich mit dem eingelösten Gelde verborgen in der Stadt aufgehalten, und der Amtmann könne des Seinigen nicht habhaft werden. Beide Frauen erboten sich, dies alles zu beweisen; ich verwies sie aber an die Gerichte. — —

Mit dieser durchaus wahren und aufrichtigen Erzählung vergleiche nun das Publikum die obengedachte Schrift, wo es S. 15 von mir heißt, ich hätte zwei honette Bürgerfrauen, eine jede für 300 Rthlr. erkauft; S. 87 — ich hätte in Landsberg an der Warte einen leeren Sarg beisetzen lassen, um den Tod der Belderbusch zu verbreiten; S. 89 — ich hätte an den Preußischen Agenten in Hamburg eine Kabinetts-Order ausgewirkt, daß von der Belderbusch nichts mehr in die Zeitungen eingerückt werden sollte. Eine horrende Lüge über die andere, mit denen ich mich nicht weiter abgeben mag, sondern zum Schlusse eile! —

Nach dem Tode des Königs, als bei mei-

nem einmal über mich ausgebrochenen Unglück alles gegen mich als Kläger aufzutreten sich berechtigt glaubte, trat auch die Belderbusch als Klägerin über obige Geschichte, die sie aber ganz entstellt vorbrachte, gegen mich auf. Ich habe in meinem Shakespear gelesen: Es giebt viele Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich eure Philosophie nichts träumen läßt! Ein solches Ding geschah hier. Die Justiz verurtheilte mich, der Belderbusch 500 Rthlr als einen Ersatz für verlornen Erwerb! — und eine schriftliche Ehrenerklärung!! — auszustellen. Ich habe es gethan, und damit meine Pflicht als Unterthanin erfüllt. Da mich aber die Justiz gegen die öffentliche Druckschrift der Belderbusch nicht hat schützen können, so habe ich mich auch dagegen öffentlich vertheidigt; und nun appellire ich an die höchste Instanz, das Publikum, welches über die Belderbusch, über die Justiz und mich selbst urtheilen mag!

Meine Apologie ist vollendet: denn ob ich gleich inzwischen die Belderbuschischen Akten erhalten, so mag ich dennoch das Publikum mit keiner Sylbe von dieser ekelhaften Sache mehr behelligen! Ehe ich aber diese Schrift dem Drucke übergebe, überblicke ich sie noch einmal von Anfang bis zu Ende, und lege mir, wie vor dem Richterstuhle der Gottheit, die Fragen vor: Hast du recht daran gethan, sie zu schreiben? Hast du bei deiner Vertheidigung dich nicht etwa durch eine ungebührliche Hitze hinreißen lassen? Hat auch sonst Klugheit und Vorsichtigkeit deine Feder geleitet? — Auf alle drei Fragen weiß ich mir, nach meinem besten Bewußtseyn, nicht anders als mit einem freien und offenen Ja zu antworten. Wer so angegriffen wird, wie ich, und dazu schweigen kann, der muß entweder weit höher, oder weit tiefer stehen als ich! Ich bin nicht hoch genug, um mich über das qu'en dira-t-on? hinauszusetzen; ich bin nicht tief genug, um von öffentlichen

Urtheilen über mich ganz und gar keine Notiz zu nehmen. Die schlimmen, die ehrenrührigen, insbesondere die von meinem noch fortdauernden Reichthume, thun mir den wesentlichsten Schaden; keine öffentliche Macht schützt mich dagegen, ja einer meiner wüthendsten Gegner gehört selbst zur öffentlichen Macht: was blieb mir da übrig, als die Feder zu ergreifen, und sie zu meiner Vertheidigung zu führen? — Freilich habe ich dabei nicht die Kaltblütigkeit eines Cato gezeigt: aber welches Weib an meiner Stelle, und nun vollends mit meiner Sensibilität, hätte sie wohl gehabt? Es ist ein altes Sprüchwort: Wie man in den Wald hineinschreit, schallt es wieder heraus! Sanft, selbst freundschaftlich gegen diejenigen, die mich nur irgend human behandelten, habe ich den andern mit Nachdruck, hin und wieder mit deutscher Derbheit geantwortet, welches sich, glaube ich, vor jedem Richterstuhle verantworten läßt. — Meine Behutsamkeit, meine Vorsicht, liegt,

denke ich, hinlänglich am Tage. Wie viel mehreres hätte ich sagen können? Aber ich habe geschwiegen — habe mich über manches nicht vertheidigt, wo ich es gar wohl konnte. Meine Haupttendenz war nur immer, das Andenken des Hochsel. Königs, in seinen Verhältnissen zu mir, von alle den Flecken zu reinigen, mit denen es das Gift der Verläumdung besudelt hatte. „Für„sten haben keinen Freund; können keinen Freund „haben“ — so spricht der Fürst in der Emilia Galotti, und er mag im Allgemeinen nicht unrecht haben. Aber genug, Friedr. Wilhelm II. hatte an mir einen Freund, ohne alle weitere Rücksicht auf das Geschlecht: einen Freund, den er sich selbst gebildet — nicht um ihm regieren zu helfen, sondern bei ihm in freien Stunden die Sorgen der Regierung und den Zwang des Hofes zu vergessen; und auch in der Abwesenheit seine — nicht Staats-, sondern Herzens-Angelegenheiten gegen ihn auszuschütten. Anstatt hierin ein Verbrechen zu finden, sollte man, glaube ich, allen Regenten einen

solchen Freund wünschen, der treulich bis an den Tod ausdauert!

Ich habe nun nichts mehr zu sagen, und würde sogleich von meinen Lesern Abschied nehmen, wenn ich mich nicht vorher noch über den versprochenen zweiten Theil dieser Schrift zu erklären hätte. Dieser ist weit weniger mein Werk, als das Werk eines Andern; und dieser Andere will zwar nicht genannt seyn, aber er läßt es sich gern gefallen, errathen zu werden. Noch vor wenigen Jahren war er mein Freund nicht; vielmehr fand ich ihn ganz voll von den gewöhnlichen gegen mich coursirenden Vorurtheilen. Längerer Umgang, Correspondenz, und eine Menge Beweise meiner Unschuld, die ich ihm nach und nach mittheilte, öffneten ihm endlich die Augen, und er ward nun wirklich mein Freund. Von jetzt an half er nicht nur mich in dem Vorsatze bestärken, meine Apologie zu schreiben, sondern er hat mir auch bei der Abfassung derselben von Seiten der Form wesentliche Dienste geleistet; denn die Materialien sind ganz allein von mir,

und häufig lieset das Publikum selbst meine eignen Worte, mögen sie nun in die sonst übliche Schriftstellerform passen wie sie wollen. Nun — eben dieser Freund kam auf eine Idee, auf die ich selbst nicht leicht fallen konnte. Ich hatte ihn in meine ehemalige, allerdings ziemlich weitläufige und unterhaltende Correspondenz einen Blick thun lassen, und diese interessirte ihn in sehr hohem Grade. Er ging so weit, zu behaupten, daß wenn ich auch zu meiner Vertheidigung kein Wort sagte, sondern blos eine Auswahl von Briefen an mich drucken ließe, so würde ich schon in den Augen des Publikums gereinigt und absolvirt dastehen. Nachdem aber die Apologie ein- für allemal beschlossen worden, so behauptete er abermals, es sei überaus zweckmäßig, auf dieselbe eine Reihe von Briefen an mich folgen zu lassen. Um mich hiervon zu überzeugen, und mir seine ganze Idee nebst ihren Gründen, Einwürfen, und deren Widerlegung, recht lebendig darzustellen, schrieb er an mich folgenden Brief:

„Liebe C äsin,

„Uneingeweiht in die Mysterien der Schrift-„steller-Welt wie Sie sind — nur durch „die dringendste Noth getrieben, darin auf-„zutreten — nehmen Sie natürlich Anstand, „meinem Vorschlage gemäß einen Theil Ih-„rer Correspondenz herauszugeben! Allein ich „weiß auf der andern Seite, daß Sie je-„des Räsonnements empfänglich sind — etwa „Kants Kritik der reinen Vernunft ausge-„nommen, wiewohl ich auch diese in Ihrer „Bibliothek finde; ich bitte also blos um ein „geneigtes Gehör!

„Sie schreiben eine Apologie — mußten ei-„ne schreiben; das bedaure ich von Herzen, „sowohl um Ihrentwillen, als in Beziehung „auf das Publikum. Wie wenig Sie selbst „dabei Freude gehabt haben, davon bin ich „Augenzeuge. Das Publikum, als bloßer Le-„ser, wird sich allerdings ungleich besser be-„finden. Schon der Titel wird eine Wirkung „hervorbringen, die, wie ich nicht anders

„weiß, überall unter das Kapitel Vergnü-
„gen gerechnet wird — gespannte Erwar-
„tung. Wie, wird man sagen: ist es mög-
„lich? Die, vor dem Publikum so vielfach,
„so hart angeklagte Lichtenau will sich ver-
„theidigen? Wie, womit wird sie das kön-
„nen? Was wird sie gegen einen Kölln,
„was über ihre Heiraths-Geschichte, was
„über ihre Geschichte am Hofe sagen? Das
„muß man lesen — wenn nicht etwa diese
„Apologie ein bloßer Autor-Kniff ist! —
„Wenn dann das Publikum aus untrüglichen
„Merkmalen sieht, hier sei kein Autor-Kniff,
„sondern eine wahre, ernstliche Apologie,
„durchwebt mit bisher unbekannten, in ho-
„hem Grade interessanten Thatsachen — wenn
„es sieht, wie eine Anklage, eine Verleum-
„dung nach der andern durch die Strahlen
„der Wahrheit schmilzt, und die vermeintlich
„Schuldige nun als eine Unschuldige dasteht;
„dann wird das Publikum ein zweites, noch
„höheres Vergnügen, das der befriedig-

„ten Erwartung — die Freude über den
„Sieg der Unschuld empfinden. Beides zusam=
„men ist mehr, als man von tausend Bü=
„chern rühmen kann! Dennoch — dennoch
„bleibe ich bei meinem obigen Satze, und
„bedaure das Publikum, wenn es Apologien
„lesen muß. So nothwendig sie auch sind,
„so gewähren sie doch möglicherweise nur einen
„negativen Vortheil. Die Lüge war vor=
„angegangen — die Lüge, die eigentlich nie
„hätte Statt finden sollen. Die Apologie
„räumt sie hinweg: aber welche neue Wahr=
„heit ist nun damit gewonnen? Keine, als
„die vorher schon da war, ehe die Lüge ent=
„stand! Das, durch unwürdige Hände be=
„schmutzte Gemälde ist, wenn es nun rein ge=
„waschen ist, immer noch das vorige Gemäl=
„de; nur die, die es noch gar nicht kann=
„ten, bekommen hier einen Eindruck des
„Neuen: diejenigen hingegen, die es kann=
„ten, werden seufzen, daß diese Reinigung
„jemals nöthig war.

„Wenn man es nun in seiner Gewalt hat, „dem Publikum, außer dem Negativen, auch „noch etwas sehr bedeutendes Positives zu „geben, sollte man dazu nicht verpflichtet „seyn? Dies ist nun ganz Ihr Fall! In Ih- „ren Händen befindet sich ein Briefwechsel, so „mannigfaltig, so anziehend, so neu — „Nun, Sie wissen, daß ich blos zu meinem „eignen Vergnügen, über des einzigen Lord „Bristol's Briefen Wochenlang gebrütet ha- „be! — Eines von denen Werken, was Ih- „nen im Vorbeigehen auch wehe gethan hat, „war die Gallerie Preußischer Cha- „ractere. Sie haben es in Ihrer Gewalt, „dem Publikum eine Gallerie von Men- „schen-Characteren zu geben, die den „Leser nur wohl, und in keiner Absicht wehe „thun kann: und Sie wollten sich noch be- „sinnen?

„Laßen Sie mich Ihnen noch einen andern „Grund vorhalten! Die Schriftstellerwelt hat „sich, wie es nun am Tage liegt, an Ihnen

„schwer versündiget. Sie wißen, wie lange
„ich mich gegen diese Wahrheit, aus An-
„hänglichkeit an die Autorwelt, zu der ich
„selbst gehöre, gewehrt habe; aber ich bin
„überwunden, und in der Seele dieser Schrift-
„steller hinein, tief beschämt. Können Sie
„mir es indeß wohl verdenken, wenn ich die
„Schriftstellerwelt, von der ja doch nur ein
„Theil gegen Sie gesündiget hat, wieder zu
„Ehren zu bringen suche? Und das läßt sich
„hier auf eine ganz vorzügliche, beinahe ein-
„zige Art thun! Nur wenig genannte, die
„meisten aber ungenannte Schriftsteller zogen
„gegen Sie mit den Waffen des Spottes und
„der Medisance zu Felde: aber das ahndeten
„sie wohl nimmer, daß die Gräfin Lichtenau
„mit vielen, sehr angesehenen Schriftstellern
„in den vertrautesten Verhältnissen gestanden,
„und daß diese ihr die herzlichste Achtung
„und Liebe geweiht haben? Laßen Sie mich
„nur dem Publikum Ihren Brief-Schatz er-
„öfnen, und es soll sich wundern und

„freuen — so wie Ihre Gegner mit den Zäh-
„nen knirschen, daß Männer, vor denen sie
„Respect haben müssen, den Nahmen Lich-
„tenau ehren, und sie zu beschimpfen such-
„ten. — Endlich: aller guten Dinge sind
„drei; so auch meiner Gründe. Ihre Apologie
„wird eine Zeitlang die Unterhaltung des Pu-
„blikums, und wahrscheinlich auch die Lectüre
„Ihres Geschlechts bei der Toilette seyn.
„Aber alle Schriftstellerei, mit sehr wenigen
„Ausnahmen, gehört heut zu Tage unter die
„ephemeren Erscheinungen, die nur Tage,
„Monate, höchstens ein Jahr aushalten.
„Das Neue verdrängt das Alte, und dieses
„Schicksal steht unvermeidlich Ihrer Apologie
„bevor. Soll sie — wenigstens auf eine län-
„gere Zeit — aufrecht erhalten werden, so
„muß man ihr ein Gewicht anhängen, das
„nicht so schnell in das Meer der Vergessen-
„heit niedersinkt. Und das ist nun Ihr Brief-
„wechsel! Wenn die Apologie sich mehr für
„die Modewelt eignet, so eignet sich dieser

„hingegen mehr für die gelehrte Welt, und
„diese ist nicht ein solches Chamäleon in der
„Mode, sondern bringt treulich, was ihr
„sonst der Aufbewahrung würdig scheint, auf
„die Nachwelt. So hoffe ich es zu erreichen,
„daß Ihr Gegner Ségur, der unter allen
„als Schriftsteller noch am längsten leben dürf-
„te, auch dann, wenn wir beide schon todt
„sind, seine Beantwortung findet.

„Sind Sie nun überzeugt? Ich hoffe es!
„Einwürfe und Schwierigkeiten giebt es hier
„wie überall: aber sie sind mit wenig Worten
„abzufertigen. Ihre Bescheidenheit z. B. win-
„det sich vor dem reichlichen Weihrauche, der
„Ihnen hin und wieder gestreut worden.
„Wohl, wir wollen, wo es nöthig ist, die
„Dosis vermindern: aber auch treulich die
„nakten und ofnen Wahrheiten mittheilen, die
„Ihnen Ihre Freunde gesagt haben; und
„daß Sie diese hörten, bürgt hinlänglich,
„daß das Lob Sie nicht schwindelnd machte.
„Privat-Kränkungen, die durch die Heraus-

„gabe von Correspondenzen so leicht veranlaßt „werden, sollen hier, so Gott will, gar „nicht Statt finden. Ein großer Theil Ihrer „Correspondenten ist todt, und dieser hat das „unumschränkte Privilegium, frei und oh- „ne Furcht zu reden. Mit den Lebenden „aber wollen wir eben so behutsam umge- „hen — als man mit Ihnen unbehutsam um- „gegangen ist; mehr läßt sich nicht thun! „Endlich sehnen Sie sich nun auch wieder „in Ihre häusliche Ruhe und Stille, und „möchten gern von den Angriffen auf Sie, „und selbst von Ihrer eignen Apologie nichts „mehr hören. Wohl, es sei! Ich nehme „Ihnen den zweiten Theil ganz ab, und be- „halte mir blos dann und wann eine freund- „liche Auskunft aus Ihrem Munde über den „Inhalt der Briefe oder deren Verfasser vor, „welches für Ihren thätigen Geist keine Ar- „beit, sondern ein bloßes Spiel seyn wird. „Sind Sie nun auch einmal überwunden, „von dem, von Ihnen überwundenen, und

„aus einem Antagonisten in einen wahren und
„aufrichtigen

„Freund verwandelten ***."

Dieser Brief hat seine Wirkung nicht verfehlt, und mit vollem Vertrauen überlasse ich den zweiten Theil ganz meinem Freunde, mit dem Versprechen, ihm jede verlangte Auskunft zu geben. Eins nur bedaure ich dabei! Als ich Ende des Jahres 6 nach Wien gieng, als sich eine Belagerung von Breslau schon bestimmt vorhersehen ließ, und ich einen Theil meiner Sachen an einem dritten Orte deponirte, da verbrannte ich vorher einen ganzen Stoß meiner Briefschaften. Nicht als ob sie irgend etwas verfängliches enthalten hätten: aber es fand sich für sie kein Raum in der Herberge. Ohne dieses Opfer an den Vulkan, würde die Idee meines Freundes von Lettres choisies an mich, noch viel leichter und beßer auszuführen gewesen seyn. Da er sich indeß, auch nach diesem Opfer,

noch ein für das Publikum genießbares Brief-Bouquet zusammen zu binden getraut, so überlasse ich ihm diese ganze Geschichte.

Ich aber nehme nun von meinen Lesern gerührten Abschied, und wünsche, daß keiner derselben je in den Fall kommen möge, eine solche Apologie wie die meinige schreiben zu müssen. Meine Feinde mögen diese Schrift aufnehmen wie sie wollen; nicht für sie, sondern für das Publikum ward sie geschrieben, und von diesem hoffe ich mit Zuversicht:

Gerechtigkeit!

Ende der ersten Abtheilung.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

SBB 013401351474